

Lutherische Beiträge

Nr. 2/2022

ISSN 0949-880X

27. Jahrgang

Aufsätze:

- | | | |
|---------------|---|-----|
| A. Grünhagen: | Fromm und lutherisch (Teil 2) –
und wie geht das für Pfarrer? | 71 |
| R. Kolb: | Eine Erklärung des Kleinen Katechismus Luthers.
Joachim Mörlins katechetische Übungen | 83 |
| W. Rominger: | Im Dienst des Herrn im Einsatz für die Schwachen.
„Vater Bodelschwingh“ und „Pastor Fritz“ | 96 |
| J. Junker: | Gesangbücher aus der Geschichte der SELK –
Ein Schmuckgesangbuch aus Breslau (4) | 123 |



Inhalt

Aufsätze:

A. Grünhagen:	Fromm und lutherisch (Teil 2) – und wie geht das für Pfarrer?	71
R. Kolb:	Eine Erklärung des Kleinen Katechismus Luthers. Joachim Mörlins katechetische Übungen	83
W. Rominger:	Im Dienst des Herrn im Einsatz für die Schwachen. „Vater Bodelschwingh“ und „Pastor Fritz“	96
J. Junker:	Gesangbücher aus der Geschichte der SELK – Ein Schmuckgesangbuch aus Breslau (4)	123

Zum Titelbild

„Resurrexit tertia die“ – so steht es in lateinischer Schrift im Buntglasfenster der Christus-Kirche in Nettelkamp unter der Darstellung des Auferstandenen geschrieben: am dritten Tag auferstanden! Ein Zitat aus dem Bekenntnis von Nizäa-Konstantinopel: „Und an den Einen Herrn Jesus Christus ... auch für uns gekreuzigt unter Pontius Pilatus, gelitten und begraben und am dritten Tag auferstanden nach der Schrift ...“. Die Osterbotschaft lässt sich in ein Wort fassen: auferstanden. Die beiden rahmenden Worte geben diesem einen Wort Klarheit: „am dritten Tag“ und „nach der Schrift“. Der Herr selbst hatte es seinen Jüngern angekündigt, gleich drei Mal: dass er leiden müsse und getötet werden und am dritten Tag auferstehen (Mt. 16,21; 17,23; 20,19). Das ist auch das Zeugnis der ganzen Heiligen Schrift. „Kommt, wir wollen wieder zum HERRN!“, so werden wir durch den Propheten Hosea aufgerufen. Und weiter heißt es dort (Hosea 6,2): „Er macht uns lebendig nach zwei Tagen, er wird uns am dritten Tag aufrichten, dass wir vor ihm leben werden.“ Mit der Auferstehung Jesu wird die Schrift erfüllt und die Geschichte Gottes mit uns Menschen ans Ziel gebracht. Als der Erstling der Auferstehung bringt Jesus der ganzen Welt Heil und Leben. Der dritte Tag ist der Ostermorgen, der Tag der Vollendung und der neuen Schöpfung, die Christus, der Tod und Grab durchbricht, heraufführt. A.E.

Quelle: Christus-Gemeinde Nettelkamp der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche

Dr. Andrea Grünhagen ist Pastoralreferentin und lebt in Hannover. Seit dem Tod ihres Ehemannes, des Pastors Matthias Grünhagen, ist sie alleinerziehend und arbeitet als Referentin für Theologie im Kirchenbüro der SELK. Als Kirchengeschichtlerin engagiert sie sich durch Vorträge und Publikationen, im besonderen im Bereich der Geschichte selbständiger evangelisch-lutherischer Kirchen und der lutherischen Spiritualität. A.E.

Andrea Grünhagen:

Fromm und lutherisch (Teil 2) – und wie geht das für Pfarrer?¹

Anregungen

Anregungen sind es, an denen ich auf diese Weise Anteil gebe. Dahinter steht die Erfahrung, dass durchaus sowohl bei Theologen als auch bei theologischen Laien Offenheit für solche Anregungen besteht. In meinem Vortrag „Fromm und lutherisch – wie geht das?“² habe ich geschrieben, dass bei nahezu allen Gläubigen das Gefühl besteht, es dürfte noch ein bisschen mehr sein, was ihre Frömmigkeit angeht. Die Unzufriedenheit mit dem, was ist, der Wunsch nach mehr Spiritualität, nach einer Vertiefung des Glaubenslebens begleitet dieses Glaubensleben in den allermeisten Fällen.

Für Pfarrer kommt nun hinzu, dass sie sich eigentlich rund um die Uhr mit Fragen oder Aktivitäten beschäftigen, die mit Kirche und Glauben zu tun haben (Die im Alltag dann auch erwarteten ganz praktischen Dienstleistungen, die zwar in keiner Stellenbeschreibung vorkommen, aber immer wieder erbracht werden müssen, lassen wir einmal beiseite). Da erscheint die Nachfrage nach der persönlichen Frömmigkeit gelegentlich sogar absurd. „Was willst du, ich tue doch den ganzen Tag nichts anderes?“ Mir lag bei dieser Aussage die Antwort auf der Zunge: „Das frag doch mal Gott und nicht mich.“ – Ist das nicht wie in einer Ehe? Er sagt: „Aber ich schufte doch den ganzen Tag für dich und die Kinder.“ Sie sagt: „Ja, aber ich würde auch ab und zu gern mal mit dir reden.“ Könnte doch sein, dass Gott auch ab und zu mal mit uns reden möchte.

¹ Dieser Ausarbeitung liegen zwei Referate zugrunde, das eine gehalten bei der Theologischen Arbeitsgemeinschaft Pro Ecclesia im Februar 2019, das andere vor dem Praktisch-Theologischen Seminar der SELK im November 2020. Der Vortragsstil wurde beibehalten.

² Der entsprechende Vortrag wurde auf dem Kirchentag der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Erfurt gehalten und als Aufsatz veröffentlicht in *Lutherische Theologie und Kirche* (LuThK 43 2019, 129-146).

Der allerbeste Pfarrer der Welt

Es ist nicht so, als hätten Theologen nicht ein zwar unterschiedliches, aber immer vorhandenes Ideal im Kopf. Darum leiden sie an geistlicher „Mangelerfahrung“ nicht selten unweigerlich mehr als andere. Das Ideal fordert: Du sollst die Hl. Schrift studieren, am besten in den Ursprachen, und das nicht nur, wenn du die Predigt oder einen Bibelkreis vorbereitest. Du sollst deinem ganzen Hause gut vorstehen und deine Familie morgens und abends zur Hausandacht versammeln. Du sollst das Losungsbüchlein auf dem Nachttisch liegen haben. Du sollst die Stundengebete beten. Du sollst nicht nur Beichte hören, sondern auch selbst einen Beichtvater haben. Du sollst vor und nach dem Gottesdienst in der Sakristei Gebete sprechen. Du sollst theologische Literatur lesen, wissenschaftliche und erbauliche. Du sollst deine Kinder den Katechismus abfragen. Du sollst fasten, bevor du das Hl. Abendmahl empfängst. Du sollst gerne geistliche Lieder singen. Du sollst mit deiner Frau innige geistliche Gespräche führen ... – Soll ich weitermachen?

All diese guten und richtigen Forderungen lassen sich nie völlig verwirklichen. Sie lassen sich auch nicht alle gleichzeitig erfüllen. Und manche scheitern einfach an den äußeren Umständen. Zum Beispiel daran, dass jemand gar kein „Haus“ hat, dem er eine Andacht vorlesen könnte. Oder dass er unmusikalisch ist und den Herrn tunlichst besser anders als singend loben sollte. Aber solange es Mitchristen, ja sogar Amtsbrüder gibt, die es unvorstellbar finden, dass jemand entweder keine Familie hat oder nicht schön singt oder auch noch beides, werden die auf diesen Mangel Reduzierten sich unweigerlich schlecht fühlen. Um sich schlecht zu fühlen, ist aber auch jeder andere beliebige als Mangel empfundene Grund recht. Und nun kommt meine These: Man kann am Mangel verzweifeln oder auf den dennoch vorhandenen Schatz schauen.

Der Blick auf den Schatz beginnt in der Regel mit dem schonungslosen Blick auf den Ursprung meiner Ideale. Ich muss mir zuerst selbst auf die Schliche kommen, warum ich so denke, wie ich denke. Gibt es beispielsweise ein Vorbild, dem ich nacheifere? Bin ich erst „gut“, wenn ich so bin wie X oder Y? Der Haken ist ja, ich bin niemals X oder Y. Das ist anders als in dem Kinderbuch von Astrid Lindgren „Karlsson vom Dach“: Karlsson ist der allerbeste Karlsson der ganzen Welt. Er muss gar nicht der Allerbeste der ganzen Welt sein. Er ist einfach, weil er ist, wie er ist, liebenswert und auch so gut, wie er nur sein kann.

Gerade den Klugen unter den Ehrgeizigen ist das im Grunde klar. Darum richtet sich ihr Ehrgeiz häufig auf eine vermeintliche Verobjektivierung, die sich in messbaren Kategorien ausdrückt. „Ich bin am allerbesten, weil ... nun ja, weil Daten, Zahlen und Fakten das belegen.“ Beziehungsorientierter geht es allerdings auch. „Ich bin am allerbesten, weil das maßgebliche Menschen sagen.“ Oder wiederum etwas unpersönlicher: „Ich bin der Allerbeste, weil ich,

egal von wem, die meiste Aufmerksamkeit bekomme.“ Man möge mir verzeihen, wenn ich noch ein Kinderbuch ins Spiel bringe, aber diese letztgenannte Haltung nenne ich für mich „das Ron-Weasley-Phänomen“. Ron, der beste Freund von Harry Potter, fällt erst einmal nicht durch besondere Talente auf. Als er mit Harry in den Spiegel Nerhegeb sieht, der einem Menschen das zeigt, was er am meisten begehrt, sieht Ron Folgendes: „Kannst du deine ganze Familie um dich herum sehen?“ „Nein ich bin allein, aber ich sehe anders aus, älter, und ich bin Schulsprecher!“ „Was?“ „Ich bin ... ich trage ein Abzeichen wie früher Bill, und ich halte den Hauspokal und den Quidditch-Pokal in den Händen, und ich bin auch noch Mannschaftskapitän!“³

Nichts von dem, was Ron gespiegelt bekommt, ist falsch. Es ist sogar alles erstrebenswert. Nicht die Dinge sind falsch, sondern die Motive.

Und damit sind wir bei der frommen Konkurrenz. Solange es jemanden gibt, der grundsätzlich der Allerbeste sein will, nehmen die Konkurrenzsituationen kein Ende. Dabei bekommen manch andere das nicht einmal mit, dass sie gerade übertroffen werden sollen, oder es ist ihnen herzlich gleichgültig. Oder sie steigen in die Konkurrenz ein und es knallt. Was den inneren „Allerbesten“ aber nicht irritiert, denn auch Ärger bedeutet Aufmerksamkeit und Aufmerksamkeit ist gut.

Wir sind noch beim Thema, falls Sie das gerade überlegt haben. Ich sage nun: Es gibt nichts, absolut nichts, was sich nicht dazu eignet, als Messlatte für „Allerbester-Sein“ zu dienen. Eben auch nichts Spirituelles. Wer kennt sie nicht, die beiläufig dahingeworfenen Bemerkungen oder demonstrativ-zufällig generierten Bilder, die zielsicher verunsichern und verletzen sollen, indem sie sagen: Du genügst nicht. Deine Frömmigkeit, die halt nur so mittel ist, genügt nicht. Dir fehlt es an wahlweise a. Charisma, b. Vollmacht, c. heiligmäßigem Leben. Und immer wieder steigen wir darauf ein: „Ja, hätte ich doch auch, wäre ich doch bloß, könnte ich doch nur, so wie der ...“ Die Mangelorientierung ist programmiert.

Ein Beispiel dazu: Es war bei einem Hochschultag in einer unserer Gemeinden. Ich war damals noch Studentin. Nachdem wir uns artig vorgestellt hatten, kam die übliche Fragerunde. Ein Herr im damals mittleren Alter stellte aber keine Frage, sondern ließ sich über die mangelnde Frömmigkeit des kirchlichen Personals aus. Dazu bemühte er die erbauliche Geschichte, wie man, als man Louis Harms für sein Begräbnis vorbereitete, gesehen habe, dass er Schwielen an den Knien gehabt habe vom vielen Beten, und da könne man mal sehen, wenn die Pastoren heute auch so viel beten würden, dann käme auch wieder eine Erweckung. Und ganz nebenbei, früher hätten Pfarrfrauen ja auch um Gotteslohn gearbeitet und warum ich dies eigentlich nicht auch tun wollte. ... Was er sagte, hatte nicht mit dem Wunsch nach einer Erweckung zu tun,

³ J. K. Rowling, *Harry Potter und der Stein der Weisen*, Hamburg 1998, S. 230.

sondern sollte in erster Linie seinen Gemeindepfarrer treffen und in zweiter Linie mich. Ein bisschen Aufklärungsarbeit in Sachen Bezahlung von Pastoralreferentinnen habe ich damals, glaube ich, tapfer geleistet. Aber derartige uneinholbare Forderungen, zumal verbunden mit einem persönlichen Angriff, sollen mit unlauteren Mitteln verunsichern und tun das auch. Jedenfalls, wenn man innerlich darauf einsteigt.

Vielleicht kann es helfen, sich zu fragen, was der magische Spiegel mir eigentlich zeigen würde. Was möchte ich mehr als alles andere? Die ehrliche Antwort darauf lautet nicht pauschal: Gott dienen. Gott und meine Motive sind nicht dasselbe. Ein Unterschied ist zum Beispiel, dass Gott großzügiger ist als mein Ehrgeiz, größer als meine Vorstellungen.

Das ist eine Wahl, die wir immer haben. Auch und besonders in der Kirche. Es gilt an diesem Punkt sogar besonders aufmerksam zu sein. Wenn Menschen ein Defizit, eine Schwierigkeit, ein schlechtes Ergebnis ganz besonders hervorheben oder den Ernst der Lage mit vielen Worten beschreiben, können sie meistens mit viel wohlwollendem Kopfnicken rechnen. Jawohl, der hat es erkannt. Die traut sich die Wahrheit auszusprechen. Endlich sagt es mal einer. Damit ist dann der Boden für das eigentliche Anliegen bereitet: „Man kann doch heute nicht mehr ...“ „Nach diesem Ereignis muss man aber endlich ...“ „Wenn alles so schlimm ist, müssen wir doch handeln!“ Gedacht ist natürlich, im Sinne des Klagenden zu handeln. Wenn ich etwas in meinem Sinne verändern will, muss ich anderen nur einreden, wie fatal schlecht die Ausgangslage ist. Wenn ich aber umgekehrt das Spiel durchschaut habe, werde ich nicht jedes Mal springen, wenn jemand mir dieses Stöckchen hinhält.

Falls bis dahin jemand den Faden verloren hat, hier noch einmal, was ich damit sagen wollte: Mangelserfahrung geistlicher Art kann manchmal nur an dem Ideal liegen, das in unserem Kopf herumgeistert oder das uns von außen eingeredet wird. Es ist also eine wichtige Voraussetzung, zu überlegen, was mir objektiv fehlt oder was ich ändern möchte, und das von dem Gefühl zu unterscheiden, dass mir doch etwas fehlen müsste und ich bestimmt etwas ändern sollte.

Was ist eigentlich fromm?

Es ist eigentlich egal, ob man Frömmigkeit, Spiritualität, geistliches Leben oder etwas anderes sagt. Es ist auch schon vieles⁴ gesagt worden zum Thema, auch für Pfarrer. Dabei finde ich es bemerkenswert, dass, ob man alte oder neuere Literatur zur Hand nimmt, es immer wieder die gleichen Themenfelder

⁴ Manfred Seitz, *Praxis des Glaubens*, Göttingen 1979 2. Auflage, S. 155-218; Michael Schätzel (Hg.): *Jobst Schöne, Anregungen zum geistlichen Leben des Pfarrers, in Gültiges in Erinnerung rufen*. Göttingen 2010 S. 189-201. Erwähnt sei an dieser Stelle auch ausdrücklich Peter Zimmerling (HG.) *Handbuch Evangelische Spiritualität*, Bd. 1-3, Göttingen 2016/2018/2020.

sind, die zur Sprache kommen. Um es mal ganz verallgemeinernd zu sagen, es geht um Kommunikation mit Gott. Darunter kann man alles vom Gebet über Schriftbetrachtung, Gottesdienste, Sakramente (ja, die auch, weil *verbum visibile* eben eine leibliche Form der Kommunikation beinhaltet), asketische Übungen, liturgische Vollzüge, gestaltende Elemente usw. verrechnen. Art, Häufigkeit und Intensität von Kommunikation sagen immer etwas über die Beziehung der Kommunizierenden aus. Ich verstehe Glaube vorrangig als Beziehungsgeschehen, das legt die lutherische Definition von Glauben als *fiducia* m. E. auch nahe. Frömmigkeit oder Spiritualität ist dann das, was diese Beziehung unterstützt, pflegt, im Grunde Gestalt gewinnen lässt. Man sagt ja auch: in einer Beziehung leben.

Darf der Pfarrer anders sein?

Nun kann man philosophieren, ob in dieser Hinsicht für Theologen etwas anderes oder mehr oder weniger gilt als für Nicht-Theologen. Kann man sagen, dass sich die Beziehung zu Gott durch die theologische Ausbildung⁵ verändert? Ich finde, es gehört jedenfalls zur theologischen Ausbildung, dass man unterschiedliche Formen von Spiritualität kennen und einordnen lernt. Das vervielfacht jedenfalls das Repertoire und ist insofern anders als bei Nicht-theologen. Es ergeben sich auch viel mehr Notwendigkeiten der ritualisierten Kommunikation („Herr Pfarrer, beten Sie mal ...“). Auch kann man sein fachliches Hintergrundwissen nicht beliebig deaktivieren, auch nicht beim gutwilligen Lesen eines Andachtsbuches. In mancher Hinsicht haben wir es sicher auch mit einem gewissen anerzogenen Skeptizismus zu tun. Den darf man wahrnehmen, muss ihn aber nicht immer kundtun.

Ich selbst bin noch nicht fertig mit der Frage, wie in puncto Spiritualität mit dem umzugehen ist, was ich als Doppelbotschaft von Seiten der Gemeinde gelegentlich wahrnehme. Eigentlich hat man gerne einen frommen Pfarrer und geht selbstverständlich davon aus, dass bestimmte Dinge wie die Hausandacht o. ä. „wenigstens noch in der Pfarrfamilie“ gelebt werden. Gleichzeitig reagieren Gemeindeglieder aber oft sehr sensibel, wenn sie Formen als „zu abgehoben“ empfinden oder sie sich und ihre Glaubenspraxis dadurch infrage gestellt sehen. Hier ein wenig darauf zu achten, wie meine Glaubenspraxis auf Nichttheologen wirkt, bei Bedarf Dinge zu erklären bzw. sie überhaupt erst einmal so durchdrungen zu haben, dass man sie erklären kann, es nicht zu vernachlässigen, auch das „Repertoire der Möglichkeiten“ der Gemeinde behutsam zu erweitern und einfach damit zu rechnen, dass Gemeindeglieder Dinge nicht kennen oder Vorurteile haben oder Missdeutungen erliegen oder

⁵ Christoph Barnbrock, *Spiritualität und theologische Ausbildung*, in: v. Boullion Christian, Eschmann Helge & Heiser Andreas, *Evangelische Perspektiven*, Göttingen 2018.

vielleicht etwas ablehnen, was ich aber sehr schön und erbaulich finde, gehört zur theologischen Existenz dazu. Man irritiert übrigens meistens unbewusst. Allerdings ist das, was die jeweilige Gemeinde kennt oder versteht oder ablehnt, auch kein unbedingter Maßstab für die persönliche Frömmigkeit des Pfarrers.

Pfarrfamilien

Meistens lebt ein Pfarrer seinen Glauben nicht nur für sich allein, sondern, sofern er verheiratet ist und Kinder hat, auch mit seiner Familie. Es ist, so scheint mir, allerdings nicht davon auszugehen, dass das völlig selbstverständlich ist. Und ganz unbestreitbar haben auch Pfarrfamilien das Recht, Anregungen und Hilfestellungen zu bekommen. Als ich selbst mich anschickte, Pfarrfrau zu werden, sagte Wilhelm Rothfuchs (damals Prof. für Praktische Theologie an der Luth. Theol. Hochschule Oberursel) im Traugespräch zu mir: „Ich sage es dir gleich, Pfarrfrauen haben keinen Seelsorger.“ Ein bisschen anders war es bei mir dann schon. Es ist manches ein bisschen anders, wenn beide Partner Theologen sind, es bietet für das gemeinsame geistliche Leben besondere Chancen, birgt aber auch Schwierigkeiten.

Ich denke, die Erwartungen an Pfarrfamilien in Sachen Frömmigkeit sind vielleicht nicht mehr so groß wie früher, aber immer noch vorhanden. In früheren Zeiten wagte man noch offener zu sagen, dass die Wahl der Pfarrfrau Auswirkungen auf den Dienst des Pfarrers hat. Und ich glaube, es ist auch nur ehrlich, das so zu sagen. Der Satz: „Ach Schatz, das hat doch alles gar nichts mit dir zu tun, du kannst dich da völlig raushalten“ hat meistens mit der Realität nicht viel zu tun. Erst wenn ich ehrlich zugebe, dass sich die Ehepartner von jedem, der hauptamtlich in der Kirche angestellt ist, nie werden „völlig raushalten“ können, ist der Raum eröffnet, darüber zu sprechen, inwieweit sie das möchten oder auch in der Lage dazu sind, sich einzubringen.

Es ist in jedem Fall hilfreich, sich nicht nur grundsätzlich am Beginn einer Beziehung, sondern immer wieder, besonders wenn sich Lebenssituationen verändert haben, darüber auszutauschen, was an gemeinsamem geistlichem Leben möglich ist und sich beide Partner und ggf. die Kinder wünschen. Manche Familien machen vielleicht einfach das weiter, was sie aus ihrem Elternhaus kennen. Andere kennen gar nichts aus dem Elternhaus und haben eigene Formen gefunden. Wieder andere hätten vielleicht den geistlichen Anspruch, dass mehr als ein Tischgebet oder wenigstens das stattfindet, aber selbst das scheitert an den Herausforderungen des Alltags. Ich glaube nicht, dass es hier letzten Endes nur um die Erwartungen der Gemeinde geht, die quasi christliches Familienleben am liebsten einfach nur delegiert sehen möchte. Ich glaube auch nicht, dass eine große Familie automatisch ein Erweis auch großer

Frömmigkeit oder gar einer guten Amtsführung ist. Müsste nicht viel eher die Frage sein, wie jeder sein Privatleben so führen kann, dass es für seinen Dienst förderlich ist? Die Schwierigkeit, in einer Familie mit kleinen Kindern die nötige Zeit und Ruhe zum Beispiel für das persönliche Gebet, Schriftbetrachtung usw. zu finden, ist oft sogar besonders groß. Und da hilft dann der Hinweis auf die gemeinsame Andacht nur bedingt ...

Sonntag

Der gute Rat, besonders den Sonntag zu nutzen, um vielleicht gemeinsam eine Form zu finden oder ein Ritual als Familie zu entwickeln, ist bei Pfarrern und ihren Familien leider nur bedingt tauglich, weil für Pfarrer der Sonntag der Hauptarbeitstag ist. Als mir vor vielen Jahren das kleine Büchlein von Rudolf Rocholl „Des Pfarrers Sonntag“ in die Hand fiel, musste ich zunächst schmunzeln. Da wurde z. B. angeregt, der Pfarrer möge doch sein Frühstück am Sonntag allein in seiner Studierstube einnehmen, damit er in seiner Sammlung und frommen Andacht vor dem Gottesdienst nicht etwa gestört werden möchte, weshalb ihm die tüchtige Hausfrau doch ein Tablett mit Essen, einer brennenden Kerze und einem Blumenstrauß an den Schreibtisch servieren möge. Sie können das gerne mal zu Hause vorschlagen, ich bin gespannt, was passiert. Aber ist der Gedanke nicht trotzdem bedenkenswert, dass es sich auf den zu haltenden Gottesdienst nicht eben positiv auswirkt, wenn man vom Familienchaos am Frühstückstisch ungebremst in die Sakristei stürmt, während es schon läutet?

Wobei eine, wenn auch chaotische, Familie immer noch eine gewisse Sonntagsgestaltung erfordert und so davor schützt, den Tag des Herrn einfach nur abzuarbeiten. Das ist für Alleinstehende eine viel größere Herausforderung. Und für Alleinerziehende mit kleinen Kindern noch schwerer. Und nach drei Gottesdiensten will man ja vielleicht auch einfach nur noch schlafen. Und trotzdem die Frage: Wodurch zeichnen Sie für sich den Sonntag aus? Denn wenn der Sonntag auch spürbar zu einem besonderen Tag werden soll, muss man ihn durch irgendetwas zu etwas Besonderem machen. Das legt die Grundbedeutung von „den Feiertag heiligen“ schon nahe, denn heilig ist biblisch das, was ausgesondert ist für den Herrn.

Ich denke, gegen die traditionellen Gestaltungsideen wie das Herausheben des Tages durch besondere Kleidung oder besonderes Essen ist nichts einzuwenden. Klar ist allerdings auch, dass adrett angezogene Kinder, ein festlich gedeckter Tisch, ein aufwändiges Mittagessen und ein schöner Ausflug in aller Regel nicht von denen generiert werden, die Gottesdienste zu halten haben. Das kann man dann unter Arbeitsteilung verrechnen und okay finden. Möglicherweise bieten sich aber auch andere Lösungen an. Ziel dabei wäre in jedem

Fall: Alle sollen den Sonntag als einen Tag erleben, mit dem Gott uns ein Geschenk gemacht hat. Es ist jedenfalls nicht gut, wenn Pfarrfamilien diesen Tag zu fürchten lernen, weil er nur noch mit Stress und Ärger assoziiert ist.

Meine Erfahrung ist allerdings die, dass manches durch gute Organisation aufgefangen werden kann und, wenn man Kinder hat, auch muss. Oder dass es auch alleinstehenden Pfarrern gelingt, Sonn- und Feiertage schön für sich zu gestalten. Niemand ist zu Fertigpizza vorm Fernseher verdammt, um es mal salopp zu sagen, obwohl das gelegentlich auch Spaß macht.

Ob sich speziell der Sonntagabend dazu eignet, einen in der eher evangelikalischen Ratgeberliteratur beliebten „Eheabend“ anzusetzen, wage ich zu bezweifeln. Die Zahl der Männer, die nach mehreren Gottesdiensten und diversen anderen gemeindlichen Aktivitäten noch Engagement für tiefgründige Gespräche und emotionale Nähe aufbringen möchten, ist meiner Erfahrung nach eher begrenzt. Mein Rat daher: Jeder muss wissen, wie er unter Stress und beim Abflauen von Stress reagiert und was er dann möchte oder nicht möchte. Unmittelbar nach Gottesdiensten (und kirchlichen Sitzungen) ist häufig Primetime für Konflikte. Die alte liturgische Regel, sich nicht nur vor, sondern auch nach einem Gottesdienst für einen kurzen Moment der Besinnung in die Sakristei zurückzuziehen, ist daher auch etwas sehr Menschenfreundliches, finde ich.

Gebet, Andacht und Schriftlesung

Wenn man Frömmigkeit, wie ich bereits gesagt habe, als Pflege der Beziehung zu Gott versteht, müsste das Gebet eigentlich eine besonders große Rolle spielen. Beziehung ohne Austausch ist nur schwer vorstellbar. Kommunikation ist störanfällig, auch die Kommunikation mit Gott.

Manche beten zum Beispiel jeden Tag mehrfach das „Vater unser“. Vielleicht, weil es in den Andachtsformen vorkommt, die sie benutzen, vielleicht auch einfach so und gottesdienstlich auch. Es kann nicht verkehrt sein, das zu beten, was der Herr uns zu beten gelehrt hat. Warum allerdings Luther das Vater unser den „größten Märtyrer auf Erden“⁶ genannt hat, erschließt sich mir schon. Es ist bemerkenswert, dass in diesem Fall das Problem durch die Regelmäßigkeit des Gebrauchs entsteht.

Jede Gebetsform lebt davon, dass der Beter sie innerlich mitvollzieht. Das gilt, wenn die Mönche im Stift Heiligenkreuz die Stundengebete beten, und das gilt beim Lobpreis im Gebetshaus in Augsburg. Das gilt auch an jedem beliebigen Küchentisch beim Tischgebet. Das Problem ist nicht das Ritual und damit die Wiederholung der Texte, das wäre ein protestantisches Missverständnis, das Problem ist der bewusste Mitvollzug, der unterbleibt oder auch

⁶ „Das Vater unser ist der größte Märtyrer auf Erden. Denn jedermann plagt's und missbraucht's.“ Martin Luther, *Eine einfältige Weise zu beten für einen guten Freund*, WA 38,364, 25-27.

nicht. Die Frage wäre doch eher, was einem hilft, sich auf die gesprochenen oder gesungenen Worte zu fokussieren. Es ist auch eine Frage der Übung, seine Gedanken möglichst schnell wieder zurückzulenken, wenn man abschweift. Ich würde sagen, am besten gelingt das, wenn man akzeptiert, dass das jedem passiert, und einfach wieder zu den Texten zurückkehrt. Ich halte es sogar für möglich, sich einfach so von Worten und Melodien tragen zu lassen, wenn man sich gerade nicht konzentrieren kann, wie es beispielsweise geschieht, wenn man französische Taizé-Gesänge, englische Anbetungslieder und lateinische Psalmen nicht Wort für Wort versteht. Vielleicht helfen sie einem aber zu einem Moment der Ruhe, der einen Raum für eigene Worte an Gott öffnet.

Ich habe überlegt, ob an dieser Stelle etwas zum Formulieren freier Gebete zu sagen ist. Die meisten Theologen leiden nicht unbedingt an übertriebener Schüchternheit und sind auch beruflich immer wieder gezwungen, mit eigenen Worten zu beten oder diese Worte sogar für andere zu finden. Das gelingt dann auch – irgendwie.

Die größere Herausforderung dürfte sein, das eigene, persönliche Gebet nicht zu vernachlässigen. In diesem Fall ist es gerade nicht wie beim Vater unser, hier hilft die Regelmäßigkeit. Nun ist das Zwiegespräch mit Gott etwas so Intimes und Persönliches, dass man nicht viel von außen raten oder sagen kann. Deshalb nur ein Gedanke: Neben der Regelmäßigkeit hilft ein Ort, der den Charakter des Persönlichen und der Kommunikation mit Gott unterstützt. Wohl allen, die eine Sakristei haben, die für sie ein solcher geschützter, auch sakral gestalteter Ort ist. Dazu ist es unabdingbar, zwischen einer Sakristei und einer Abstellkammer zu unterscheiden und auf Respekt vor diesem Raum zu dringen.

Sollte dies eher frommes Wunsdenken sein oder an den lokalen Gegebenheiten scheitern, wäre das Amtszimmer oder der eigene Schreibtisch ein solcher Ort. Das ist eine Gestaltungsaufgabe. Es ist gut und nützlich, sorgfältig die Archivordnung unserer Kirche zu befolgen, aber wenn das Amtszimmer dadurch wie ein Archiv aussieht, empfinden wahrscheinlich nur die wenigsten unter uns dies als eine erbauliche Atmosphäre, die zum Gebet einlädt. Amtszimmer oder Büro, das ist hier die Frage. Eine nicht zu unterschätzende Menge an technischem Gerät ist in diesem Raum auch noch zusätzlich unterzubringen. Können Sie sich vorstellen, dass jemand auf der Brücke von Raumschiff Enterprise eine Beichte ablegen möchte?

Trotzdem sollte man es nicht unterlassen, für eine geistliche Atmosphäre zu sorgen, für einen selbst und für Besucher. Wenn sich die eigene Frömmigkeit irgendwo sichtbar ausdrücken soll und darf, dann hier, meine ich.

Es sei der Vollständigkeit halber erwähnt, dass Chaos im Amtszimmer auch die wertvollsten Devotionalien konterkariert. Der Erfahrung nach neigen übriges Kinder im Arbeitszimmer von Papa oder Mama zur Vergrößerung von

Chaos, was bis zu einer nicht wünschenswerten Einführung des Pflichtzölibats eine Herausforderung bleiben wird. Es dient nicht der Versenkung ins persönliche Gebet, wie auch nicht der Vorbereitung einer Predigt oder der innerlichen Verarbeitung eines Seelsorgegesprächs, wenn alle paar Minuten die Tür aufgeht und ein Familienmitglied erscheint. Kurz gesagt: Ein geschützter Ort für die persönliche Andacht, das Gebet oder das Bibellesen tut auch für Theologen Not. Meiner Erfahrung nach auch, um überhaupt irgendeinen theologischen Gedanken fassen zu können. Man soll ja auf sich und seine Bedürfnisse achten ...

Singles haben es in dieser Hinsicht leichter, die können auch im Wohn- oder Schlafzimmer eine halbe Hauskapelle einrichten, eine Kniebank aufstellen, ihren Meditationshocker platzieren oder ihr Losungsbüchlein liegenlassen. Alle anderen fragen vielleicht vorher besser, bevor sie das tun.

Diese anderen sind übrigens auch zu einer Gegenleistung verpflichtet, wenn ihnen eine gewisse Ungestörtheit im Amtszimmer gegönnt wird. Es ist nicht fair, so zu tun, als sei man mit Dienstplichten oder Beten beschäftigt, nur um in Ruhe mal eine Runde am Computer zu spielen oder sich familiären Pflichten zu entziehen.

Oremus oder „Ich will jetzt mal mit uns beten.“

Ein weiteres Thema wäre dann das gemeinsame Gebet abgesehen vom beruflichen Kontext. Ehepartner, Freunde, Kollegen – manchmal ist das gemeinsame freiformulierte Gebet Teil einer Beziehung, manchmal nicht. Ich bin nicht dafür, vorschnell einen Mangel zu konstatieren, wenn eben nicht. Auch Paare, bei denen beide Christen sind, handhaben das unterschiedlich. Schwierig kann es werden, wenn der eine oder die eine es vielleicht als selbstverständlich voraussetzt, der oder die andere es aber nicht möchte. Beten ist intime Kommunikation mit Gott und manchmal hat Intimität auch Grenzen.

Eine andere Falle, in die man leicht tappt, wenn man beruflich in der Kirche arbeitet, ist die Angewohnheit, andere ungefragt zu „beandachten“ oder in ein Gebet einzubeziehen. Das kann im privaten Kontext schnell missverstanden werden.

Gottesdienst

Vielleicht haben Sie sich schon gefragt, wann ich endlich zum Kerngeschäft komme, zum Gottesdienst, dem, was doch der Mittelpunkt des geistlichen Lebens sein sollte. Für alle, die Gottesdienste halten müssen, geht es allerdings nicht nur um ihre eigene Erbauung, sondern um das fach- und sachgerechte Erbringen einer Dienstleistung oder einer Amtspflicht.

Ich weiß, wie schwer das ist, beim Halten eines Gottesdienstes quasi auf

zwei Ebenen zu denken. Einerseits behält man den Ablauf im Auge, versucht die Abkündigungen nicht zu vergessen, kämpft mit dem Mikrofon, und auf einer zweiten Ebene passiert die geistliche Mitfeier. Sie wissen, was ich meine. Wir sprechen nicht oft davon. Es gibt diese Momente, an denen die Zeiten und Dimensionen sich verschränken. Und an denen Liturgen spüren, dass Gottesdienst eben wirklich Begegnung mit dem Heiligen ist. Die Konzentration auf das Äußerliche und Nötige macht es oft schwer, diese Momente selbst für sich zu entdecken. Manchmal sieht oder spürt man es aber zum Beispiel bei nahestehenden Freunden, dass sie, wenn sie amtieren, an bestimmten Punkten ganz bei sich und bei Gott und gleichzeitig ganz das sind, was sie ausmacht. Ich will es ruhig das Priesterliche nennen. Man darf es nicht zerreden, ich deute es nur an.

Beichte

Noch ein weiterer Schatz soll hier betrachtet werden. Der geistliche Schatz der Beichte ist groß. Nun haben aber die Erfahrungen, die seit Jahrzehnten zur Wiedergewinnung dieses Schatzes unternommen werden, gezeigt, dass man vielleicht mit den kleinen Münzen beginnen muss. Also: Dass es sehr gut wäre, die Einzelbeichte auch unter Pfarrern mehr zu üben, bestreiten die wenigsten. Nur kommt das Thema in Wirklichkeit in ihrem Leben nicht vor. Weder möchte jemand bei ihnen eine Einzelbeichte ablegen, noch haben sie selbst einen Beichtiger. Und eigentlich wissen sie auch gar nicht, ob sie das ändern wollen. Und nun kommt das, was ich die kleinen Münzen nenne auf dem Weg zur Privatbeichte. Viele Theologen in unserer Kirche sind seit Studientagen gute Freunde. Dass man beste Freunde nun gleich morgen mit seiner Lebensbeichte überfallen sollte, würde ich nicht raten, aber die Frage in den Raum stellen: Haben Sie einen Menschen, am besten einen Freund und Amtsbruder, auf den Sie hören? Der das Recht hat, sie zu kritisieren? Der „Stopp“ sagen darf, wenn sie gerade dabei sind, mündlich oder schriftlich Grenzen zu überschreiten? Räumen Sie doch wenigstens einem Menschen dieses Recht ein, es ist ein wichtiger Schritt zur geistlichen Rechenschaft.

Ein anderes Beispiel: Ein aufrichtiges gegenseitiges Confiteor hat auch die Offenheit auf eine Beichte hin, wenn die Möglichkeit besteht, dass jemand dabei eine Sünde, die ihn belastet, konkret benennt. Und auch, wenn nicht, ist es eine gute geistliche Art, z. B. bevor man gemeinsam einen Gottesdienst feiert.

Was sonst noch helfen könnte

Kurz möchte ich zum Schluss noch auf den Schatz besonderer Zeiten hinweisen. Vom Sonntag war schon die Rede. Ich habe für mich persönlich gelernt,

dass auch das Kirchenjahr etwas ist, das persönlich und nicht nur von Berufs wegen gestaltet sein will. Vordergründig haben Familien es da etwas leichter, allerdings habe ich die Erfahrung gemacht, dass man zu Hause durchaus noch ergänzen kann und sollte, was beispielsweise in der Adventszeit, zu Ostern oder St. Martin in Kindergarten und Grundschule geboten wird, bzw. was in weiterführenden Schulen oft ganz unterbleibt. Man sollte allerdings auch nicht denken, dass es erst mit Familie ganz idealtypisch verlaufen kann. Es kann passieren, dass Ostern sich mit einem Kleinkind in Eier und Hasen auflöst, wenn man nicht religiös gegensteuert. Im alleridealsten Idealfall könnte man sogar mit dem, wie man im Pfarrhaus Feste und besondere Zeiten gestaltet, vielleicht sogar Gemeindegliedern eine Anregung in dieser Richtung geben.

Aber auch allein kann die Pflege von Bräuchen und Ritualen helfen, den heilsamen Rhythmus des Kirchenjahres zu spüren, was umso wichtiger ist, wenn man in der Gemeinde ja quasi immer vorausdenken und vorausplanen muss. Das Krippenspiel muss eben kurz nach den Sommerferien rausgesucht werden, auch wenn einem gar nicht weihnachtlich zumute ist. Es kann deshalb durchaus eine Art Fürsorge für sich selbst sein, eigene Bräuche zu pflegen oder zu finden, die einem bewusst machen, wo man sich gerade im Kirchenjahr befindet.

Schlussendlich lässt sich also festhalten, dass, obwohl Theologen sich tatsächlich fast pausenlos mit kirchlichen oder geistlichen Aufgaben beschäftigen, die Pflege und Gestaltung der eigenen Frömmigkeit ein wichtiges und wegweisendes Ziel ist. Es wird sich in verschiedenster Hinsicht positiv auswirken, der Pflege der Beziehung zu Gott Priorität einzuräumen und so Segen zu erfahren, um ihn weiterzugeben.

Robert Kolb:

Eine Erklärung des Kleinen Katechismus Luthers. Joachim Mörlins katechetische Übungen¹

Als Joachim Mörlin sein Exemplar von Martin Luthers Kleinem Katechismus aufschlug, stellte er sich Luther als „gottesfürchtiges Bienchen“ vor, das aus allen Rosen und lieblichen Blumen des Paradieses Gottes edlen rettenden Honig geschöpft hat, während er die Süße des Wortes Gottes in das Gefäß goss, das als Katechismus Gestalt annahm. Mörlin erklärte seiner Gönnerin, Herzogin Elisabeth von Brandenburg, Herzogin von Braunschweig-Calenberg, dass Luther die Bibel in seinen Kleinen Katechismus übertragen und zusammengefasst habe. Mörlin hatte den Eindruck, „der Heilige Geist habe jm die hand vnd feder ohne einige menschliche gedancken geführt, denn da ist kein wort, Ja schier kein syllaben vnd buchstaben, es gibt vnd weiset einen solchen hohen gedancken, das ich teglich darüber zu lernen habe und leider noch ein armes einfeltiges Schülerchen darinne bin.“ Mörlin wollte ein einfacher Prediger des Katechismus bleiben, denn „was kann geprediget werden, wenn nicht alle Predigten eitel Catechismus Predigt sind?“ Luthers Kleiner Katechismus lieferte die Milch, die die Gemeinde brauchte. „Christen macht er vnd wirket Wunder vber alle wunder.“² So überzeichnet heutzutage Mörlins Einschätzung auch klingt, sie vermittelt den Eindruck, den die ersten Jahre der Wittenberger Reformation auf diejenigen gemacht haben, die bei Luther studiert haben oder unter dem Eindruck der Reformation zu einem neuen Denken und Leben als Christen gefunden haben. Mörlins Anleitung zu Luthers Katechismus zeichnete sich nicht nur als der frühe Trendsetter unter den Versuchen von Luthers Schülern aus, Hilfen für den Gebrauch des Kleinen Katechismus zu geben. Sie erfasste auch die pädagogische Absicht des Reformators, indem sie dessen Gebrauch als Handbuch für das gesamte christliche Leben sein sollte.³

¹ Der Aufsatz erschien unter der Überschrift: „Luther’s Small Catechism Explained: Joachim Mörlin’s Catechetical Exercises in Definition“ im *Concordia Journal*, herausgegeben von der Fakultät des Concordia Seminars in St. Louis, Missouri, USA, Nr. 2, 2021, S. 27–38. Wir danken dem Herausgeber für die Übersetzungs- und Druckerlaubnis. Die Übertragung ins Deutsche erfolgte vom Autor selbst und von Johannes Junker.

² Joachim *Mörlin*: *Enchiridion. Der Kleine Katechismus Doc. Martini Lutheri/Sampt der Haus-tafel/in mehr Fragestu[e]ck vorfasst* (hier gebraucht: die Edition von Johann Michael *Reu*: *Quellen zur Geschichte des kirchlichen Unterrichts in der evangelischen Kirche Deutschlands zwischen 1530 und 1600*, Gütersloh 1904–1935. Bibliographien listen zwölf Ausgaben vor 1600 auf; möglicherweise sind mehr gedruckt worden, denn solche Gebrauchsliteratur ist oft total verschwunden. Wir kennen Ausgaben von Nürnberg 1547; Magdeburg 1554; Leipzig 1560; Eisleben 1562, 1564, 1566; Leipzig / Bapst 1566; Leipzig / Vögelin 1566; Magdeburg 1570; Wolfenbüttel 1570, 1584, 1599.

³ Über den Gebrauch der Katechismen Luthers im 16. Jahrhundert, vgl. Hans-Jürgen *Fraas*:

Mörlin hatte während seines Aufenthaltes in Wittenberg, wohin er 1532 zum Studium gekommen war, neben Luther und dem Pfarrer der Gemeinde, Johannes Bugenhagen, als Diakon an der Stadtkirche in Wittenberg gedient. Er kehrte in seine Heimatstadt Wittenberg zurück, wo er 1514 als Sohn eines Professors an der Artistenfakultät der Universität geboren worden war, der Wittenberg 1521 verließ, um Gemeindepfarrer zu werden. Der jüngere Mörlin kam als Sohn eines ehemaligen Kollegen in den inneren Kreis der Studenten um Luther, Bugenhagen und Philipp Melanchthon. 1540 folgte er mit Luthers Empfehlung und dem Dokortitel in der Hand einem Ruf nach Arnstadt als Pfarrer und Superintendent. Dort verfasste er zunächst seine Erweiterung von Luthers Katechismus. Vom Rat der Stadt abgesetzt, weil er seinen Gönner, Graf Günther von Schwarzburg, für die Hinrichtung eines Mannes wegen Fischdiebstahls kritisiert hatte, wurde er nach Göttingen als Superintendent berufen. 1548 wurde er von Herzog Erich II. von Braunschweig-Calenberg-Göttingen aus diesem Amt entfernt, weil er gegen das Augsburger Interim war, das der abtrünnige Fürst förderte. Es folgten Pastorate in Königsberg und Braunschweig, bevor er 1568 als Bischof von Samland nach Königsberg zurückkehrte. In Braunschweig hatte er eine überarbeitete Fassung seiner Erklärung zu Luthers Katechismus herausgegeben. In den 1550er- und 1560er-Jahren wurde Mörlin eine führende Stimme unter den sogenannten Gnesio-Lutheranern, und seine Formulierungen halfen, die Theologie der Konkordienformel zu prägen.⁴

Mit der Erstellung eines Leitfadens für den Gebrauch von Luthers Katechismus betrat Mörlin kein Neuland: Luther selbst hatte zu solchen Darstellungen und Ausarbeitungen seiner eigenen katechetischen Bemühungen aufgerufen. In der Vorrede zum Kleinen Katechismus wies Luther die Benutzer an, „wenn du sie nun solchen kurtzen Catechismus gelernt hast, als denn nim den grossen Catechismus für dich und gib ihnen auch reichern und verstand; daselbst streich ein jeglich Gebott, Bitte, Stücke aus mit seinen mancherley wercken, nutz, frommen [Vorteil], fahr [Gefahr] und schaden, wie du das alles reichlich findest in so viel Büchlein, davon gemacht.“⁵ Schon Johann Spangenberg, der Reformator von Nordhausen, hatte seine Auslegung des Großen Katechismus verfasst, um Eltern, Lehrern und Pfarrern bei der Unterweisung der Kinder zu

Katechismustradition. Luthers kleiner Katechismus in Kirche und Schule, Göttingen 1971, 54–96; Gerhard Bode: *Instruction of the Christian Faith by Lutherans after Luther*, in Robert Kolb (Hrsg.): *Lutheran Ecclesiastical Culture, 1550–1675*, Leiden 2008, 159–303; Robert Kolb: *The Layman's Bible: The Use of Luther's Catechisms in the German Late Reformation*, in: David P. Scaer and Robert D. Preus (Hrsg.): *Luther's Catechisms – 450 Years. Essays Commemorating the Small and Large Catechisms of Dr. Martin Luther*, Fort Wayne 1979, 16-26, 75-79.

⁴ Robert Kolb: Joachim Mörlin, Architect of Concordist Theology, in Martin Lohrmann und Luka Ilic (Hrsg.): *Preaching and Teaching the Reformation: Essays in Honor of Timothy J. Wengert*, Minneapolis 2021.

⁵ Irene Dingel (Hrsg.): *Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche (BSELK)*, Göttingen 2014, 856/857,19/25-858/859,4/7.

helfen.⁶ Andere folgten mit ihren eigenen Erläuterungen und Anwendungen des Kleinen Katechismus.

Luther hatte den mittelalterlichen Katechismus als Programm für die Unterweisung zur Vorbereitung auf den Gang zum Priester zur Beichte der Sünden, die einen Schlüssel zum Bußsakrament darstellte, umgewandelt. Er verwandelte den „Katechismus“ in ein Programm zur Unterweisung der Kinder in das christliche Leben. Er legte die Basis für das tägliche Leben, indem er den Kern des spätmittelalterlichen Katechismus erklärte: das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und die Zehn Gebote. Es folgten dann kurze Richtlinien für die Praxis dieses Glaubens bis hin zu seinem „himmlischen Bereich“ oder der Dimension des täglichen Lebens, mit der er ein andächtiges Leben der Meditation über Gottes Wort und das Gebet vorlebte. Er fügte auch Bibelzitate hinzu, die Christen in Gottes „irdischem Bereich“ anleiten, indem er das Leben des neuen Gehorsams innerhalb der Strukturen und Berufungen des täglichen Lebens im Haushalt mit seinen familiären und wirtschaftlichen Verantwortungen, in den politischen und gesellschaftlichen Beziehungen und in der Kirche mit ihren Verantwortungen skizzierte. Mörlins Auslegung des Kleinen Katechismus spiegelt die Auffassung seines Mentors von christlicher Unterweisung als Übung für das Leben als Christ wider. Mörlin verteidigte Luthers Lehre über die Person Christi, das Sühnopfer, die Sakramente und andere strittige Fragen während seiner gesamten Laufbahn leidenschaftlich. Doch im Gegensatz zu einigen seiner Zeitgenossen, die ähnliche Lehrbücher als Hilfe für den Gebrauch des Kleinen Katechismus verfassten, erkannte sein Kommentar zum Kleinen Katechismus dessen beabsichtigte Anwendung als Handbuch für das christliche Leben. Dies wird besonders deutlich in seiner Behandlung der Zehn Gebote und der „Haustafel“.

Bevor er seine Untersuchung über den Wortlaut des Katechismus-Textes begann, legte Mörlin sein Verständnis des Rahmens der katechetischen Aufgabe und dessen, was ein „Katechismus“ liefert, dar. 1547 begann er mit der Frage: „Sage mir, mein liebes Kind, was du dich rühmest, du seyst ein Christ?“ Das Kind bekennt, dass „mich mein lieber Gott jn der Tauffe um Christi, seines Sons, willen zu einem kindt vnd erben des ewigen lebens vnd aller seiner güter gemacht hat, auff den alle mein vertrawen gesetzt, ja ihm hinfurder zu bleiben, nymmer mehr zu sterben, sondern jn dem Reych meines Himmlischen Vaters hinanzufahen vnd dort zu leben ewiglich.“ Dann erklärt das Kind, dass Christus allein der Gegenstand seines Vertrauens ist, die Grundlage, um in das himmlische Reich des Vaters einzugehen und dort ewig zu leben. „Was ist denn sein Reich?“ „Es ist die gnadenreiche predig seines Worts“, was Mörlin sofort als die Lehre und Predigt von Buße und Vergebung der Sünden erklärt. Der

⁶ Johann Spangenberg: *Der Gros | Catechismus vnd Kinder Lere/ D. Mart. Luth. Fur die jungen Christen/ jnn Fragestücke verfasst, Wittenberg 1541.*

Katechismus ist einfach eine kurze Unterweisung in den Hauptartikeln oder „Teilen“ dieser Lehre, nämlich Gesetz und Evangelium.⁷

Spätere Ausgaben ersetzten diese Einleitung durch Fragen, die mit einer ähnlichen Frage beginnen wie die von Zacharias Ursinus im Heidelberger Katechismus von 1563: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Tod?“ Ursinus hatte in Wittenberg studiert, wenn auch nach Mörlins Weggang, aber der reformierte Theologe verwendete Luthers Text in verschiedenen Teilen seines Katechismus.⁸ Die Beziehung zwischen Ursinus' und Mörlins Texten muss Spekulation bleiben. Mörlin fragte: „Was ist dein Trost fur aller Welt auff Erden?“ Seine Antwort: „wiewohl ich weiß, das ich ja so wol von art vnd Natur ein Kind des zorns bin, als alle Welt, Ephes. 2, So bin ich doch widerumb ein ander Mensch vnd Christ worden, In dem ich auff Jhesum Christum, meinen lieben Heiland, getaufft bin in meinem kindlichen Jaren nach seinem Befehl, Ma. 10 [13-16]. Vnd von dem an alle meine hoffnung vnd zuuersicht mitt rechtem Vertrawen vnd Glauben auf ihn setzen.“ Mörlin fragt: „Woher bistu dieser so tröstlicher zuuersicht gewis?“ Die Kinder sollten antworten: „Die Nerrin weis von solchen Geistlichen sachen gar nichts 1. Corinth. 1. vnd 2. Gott hat mir aber diesen Trost vom Himel gemacht in meinem hertzen durch sein heiliges Göttlichs wort“, und zitiert Johannes 6,19. Mörlin fügt hinzu: „Was ist Gottes Wort?“ „Es ist nicht menschliches eingeben, Sondern Gottes Rath, gedanken vnd die meinung oder das wolgefallen seines Hertzens, wie er dieselbige von anfang der welt durch seine Propheten, Christum vnd die Apostel vns hat bis auff diese zeit offenbaret vnd schriftlich in der Bibel verfassen lassen auf die nachkommen Ps. 102[19]. Damit sie eine gewisse Regel sey zu ewigen zeiten rechter reiner lehr wider alle falsche lehr vnd Irthumb, Rom. 1. Acto. 24, vnd 26. Gal 1.“⁹

Mörlins revidierte Fassung folgt dann mit einer leicht veränderten Erklärung des Wortes Katechismus als eine kurze Unterweisung in den „Hauptteilen“ oder Artikeln des Glaubens. Er umfasst drei Teile: „das Gesetz. Das Evangelium. Die Haustafel. Denn dreyerley art handelt Gott auff Erden mit uns.“¹⁰ Mörlin führt weiter aus und erläutert den Inhalt so, wie es Luther in seinem Gebetbuch von 1522 getan hatte. Da hatte Luther festgestellt, dass Gott uns zuerst die Sünde zeigt, wie ein Arzt, der auf unsere Krankheit und Verletzung hinweist, das tödliche Malheur, durch das wir ins ewige Verderben gehen, wo nichts zu tun und keine Hilfe zu finden ist. Gott tut dies durch das Gesetz. Dann hatte Luther gesagt, dass Gott diejenigen, die ihre Verletzung erkennen und de-

⁷ Reu, *Quellen*, 860.

⁸ Vgl. den Text des Heidelberger Katechismus: Wilhelm Neuser (Hrsg.): Reformierte Bekenntnisschriften 2/2, 1562-1569, Neukirchen 2009, 175-176. Vgl. auch Lyle Bierma: *The Theology of the Heidelberg Catechism, a Reformation Synthesis*, Louisville 2013, 13-28. Bierma weist auf das Verhältnis von Mörlins Katechismus und dem Heidelberger Katechismus hin, S. 25.

⁹ Reu, *Quellen*, 860–861.

¹⁰ Reu, *Quellen*, 862.

ren Herz sie ablehnt und sich danach sehnt, davon frei und erlöst zu werden, auf die Medizin der Glaubenslehre hinweist, indem er sagt, wie wir sie jeden Tag im Gebet suchen und wie wir die kostbaren Sakramente im täglichen Leben gebrauchen und anwenden sollen. All das ist im Evangelium enthalten. Drittens schreibe Gott für jeden Einzelnen eine wunderbare Lebensweise vor, wie wir unseren eigenen Lebenswandel gestalten sollen, damit wir gottgefällig leben und nicht vom Glauben abfallen in das alte, sündige, böse Gift und die Pest. Das tut Gott in der Haustafel, in der Luther seine Berufslehre zusammengefasst hat.¹¹

Mörlins Katechismus geht dann mit detaillierteren Definitionen von Luthers Terminologie im Kleinen Katechismus weiter. Solche Definitionen, zusammen mit zahlreichen zusätzlichen Bibelstellen zur Unterstützung dieser Definitionen, bilden sein Hilfsmittel für das katechetische Studium. Die Praxis, die Theologie durch Definition von Schlüsselbegriffen zu erläutern, war nicht einzigartig für Mörlin in seiner Generation. Matthias Flacius Illyricus legte in seinem monumentalen hermeneutischen Werk *Clavis Scripturae Sacrae* (1567) drei Methoden für die Praxis der Theologie dar: die synthetische, die analytische und die Begriffsdefinition als Schlüssel zur Befähigung der Gläubigen, die Bibel zu lesen und ihre Botschaft aufzunehmen. Der *Clavis* wendet die dritte dieser Methoden in seinem ersten Band an, einem etwa 700 Seiten umfassenden Wörterbuch biblischer Begriffe.¹² Luther selbst hatte in seiner Vorrede zum Römerbrief mit der Definition von acht gegensätzlichen Begriffen seinen Rahmen für das Studium der Heiligen Schrift abgesteckt.¹³ Mörlins Zeitgenosse Cyriacus Spangenberg, als Student in Wittenberg, legte fünf kontrastierende Begriffspaare als hermeneutische Grundlage für seinen zweibändigen homiletischen Römerbriefkommentar fest.¹⁴ Mörlin verwendete diese Methode, indem er sorgfältig überlegte, was die Worte, die Luther in seinen Erklärungen im Kleinen Katechismus verwendet hatte, für die Kinder seiner Zeit bedeuteten. Er stellte Eltern, Lehrern und Pfarrern Material zur Verfügung, um Kindern zu helfen, die wissen wollten, was die Worte, die sie im Kleinen Katechismus lernten, bedeuteten. Anstelle von Luthers einfachem „Was ist das?“ fragt Mörlin nach einer Definition des Begriffs [„was heist (das bestimmte Wort)?“], eine ähnliche Formulierung wie Luther bei der Frage nach der Bedeutung der Taufe in seiner vierten Frage zum Sakrament: „Was bedeutet denn solch Wasser teuffen?“

Mörlin definiert 1547 die „Lehre vom Gesetz“ als „Es sindt die zehen gebott,

¹¹ WA 10,2: 377,4–13.

¹² Matthias *Flacius* Illyricus: *Clavis Scripturae seu de Sermone Sacrarum literarum ...*, 2 Bde., Basel 1567, 2: 42–47.

¹³ WA DB 7:1/2,17–12/13,26.

¹⁴ Cyriacus *Spangenberg*: *Auslegung der Ersten Acht Capitel der Episteln S. Pavli an die Ro[em]er*, Straßburg 1566, 10b–14a.

darinne Gott fordert eynen volkomen gehorsam des hertzens, das ihn auß allen krefften, auß gantzer Seele, auß gantzem Gemüt vber alle dinge liebe vnd nachmals seynen negsten, das ist alle arme dürfftige leute, denen wir können liebe vnnnd gunst erzeygen, mit allen trawen meyne als sich selbst, das ist ein stück des gesetzes. Das ander ist die harte bedraunge, darinne Gott seinen grausamen, grimmen ewigen Zorn vnnnd bitterm Todt drauet allen denen, so diese gebott vbertretten, saget aber zu gnade vnnnd alle seligkeyt allen, so diese gebott halten.¹⁵

Mörlins Ausarbeitung des Textes verwendet mehr Bibelverse und bestätigt seine frühere Definition des Gesetzes als die Zehn Gebote, indem er Christi (Mt 5,21–38, 19,18–19, Lk 10,25–28) und Paulus' (Röm 2,22–23 und 7,7) Hinweise auf das Gesetz, den Dekalog, zitiert. Er lehnt die alttestamentlichen Gesetze für Israels zeitliche Regierung und ihre Zeremonien ab; sie seien nicht Teil „des ewigen Gesetzes und unveränderlichen Ratschlusses und Vorsatzes Gottes.“ Er fügte eine Frage hinzu, um Luthers Ausrichtung des ersten Gebots auf Gottes Plan für das menschliche Leben zu bestätigen: „Was ist des Gesetzes meinung, was fordert es?“ „Es fordert nicht allein ein eusserliche Bürgerliche Zucht, wie die weltlichen Gesetz thun, Sondern will haben, das das gantze Hertz, die gantze Seele, das gantze Gemüth gantz vnd gar vnschuldig vnd rein sein, on alle Vnart, Fordert also einen volkommenen gehorsam“¹⁶ Dieser vollkommene Gehorsam liegt aber außerhalb der Möglichkeiten des Sünders. Mörlin definiert dann Sünde als jede Unreinheit und schädliche Gesinnung im Herzen und in der inneren Natur sowie äußere Übertretungen der Sünde. Er fragt: „Woher kömpt die Sünde?“ „Aus eingeben vnd anreitzen des leidigen Teufels, der von anfang den Menschen im Paradis verführet vnd dahin gebracht hat, das er die vnschuld vnd reinigkeit seines Hertzen vnd aller krefften verloren vnd in die Sünde gefallen ist.“ Psalm 51,5 und Römer 5,12–14 zeigen, dass alle Menschen diese inneren schrecklichen, bösen Gedanken und äußeren groben Sünden geerbt haben. Das bringt uns den ewigen, bitteren Tod, ewige Flammen, in der Trennung von Gott. Dies sollte uns zur Reue und Buße bringen, um Christus im Evangelium zu sehen.¹⁷

Mörlins Art und Weise, das zu ergänzen, was Luther geschrieben hatte, geschieht, indem er seinem Text mit expliziteren Definitionen folgt. Seine Behandlung des ersten und zweiten Gebots mag dies veranschaulichen. Er fragt, was es bedeute, Gott zu fürchten? Indem er Luthers Betonung der persönlichen Beziehung zwischen Gott und dem Gläubigen hervorhebt, schreibt Mörlin: „Es heist eigentlichen nicht für jhm fliehen, Sondern jhn allezeit in Kindtlicher zucht vnd demut dermassen für augen haben, das wir in hertzlicher sorge ste-

¹⁵ *Reu*, Quellen, 861.

¹⁶ *Reu*, Quellen, 863.

¹⁷ *Reu*, Quellen, 862-863.

hen, damit wir nichts gedencken, dichten noch reden, thun oder fürnemen, dadurch wir jn möchten betrüben oder erzürnen.“ Ebenso schildert Mörlin starke emotionale Bindungen zwischen der Person Gottes und den Menschen, die sein Ebenbild seien. „Was heist es, Gott lieben?“ „Ihme als dem allerhöchsten Gut von hertzen hold vnd günstig sein vnd derhalben mit grossem vleis alle das jener thun, so wir aus seinem wort vornemen, das jm wolgefellig ist, vnd ohne sein wort vnd befehl gantz vnd gar nichts thun noch fürnemen.“¹⁸ „Was heist es, Gott vertrauen?“ „Sich widerumb alles guten zu ihm reichlich versehen, mit frölicher zuuersicht auff ihn gantzlich ergeben vnd des sicher sein, das er laut seines worts vns nimmermehr verlassen werde, Sondern alles guts thun.“ Mörlin bemühte sich, jene Haltung zu Gott zu vermitteln, die er in Luthers Vorlesungen erlebt hatte und die er im Großen Katechismus und anderen Werken seines Mentors fand.

Seine Darlegung des zweiten Gebots versucht ein Verständnis dafür zu fördern, was die Kinder in Luthers Katechismus über den Namen des Herrn lernten. „Was heist Fluchen?“ „Es heist, anderen Leute etwas arges zu wünschen.“ „Was heist Schwestern?“ „One not mit Gottes Namen ein ding bezeugen, oder sonst aus leichtfertigkeit lesteren wie die vnnützen Kriegsleute thun“ (ein Spiegelbild des Rufs von Berufssoldaten in einer Gesellschaft, in der es nur Berufssoldaten gab). Satanische Künste – „Zaubern“ – zu gebrauchen bezog sich darauf, „one Gottes verordnung vnd befelich mit seinem wort einiger Creatur wolllen besondere krafft machen, andere Leut zu bescheidigen oder vnsern angelegten schaden zu wenden. Item, Teuffel bannen, Trost vnd rath bei ihm suchen, in den warsagerin etc.“ Und weiter. „Lügen“ bedeutet, anderen etwas in einer Art und Weise zu erzählen, die es falsch darstellt oder die Wahrheit verschweigt. „Triegen“ bedeutet nicht nur, falsch zu berichten, sondern auch, andere auf einen falschen Weg zu führen.¹⁹

Mörlin half den Lesern dagegen, dass den Namen Gottes anzurufen bedeutet, ihn in der Not um Hilfe und Befreiung anzurufen; denn beten bedeutet, jede Art von Gut von ihm zu wünschen und zu bitten, dass wir es nach seinem Wohlgefallen gebrauchen können. Ihn zu loben bedeutet, dass man seine Wohltaten preist, sich seiner nicht zu schämen braucht und sich freimütig zu ihm bekennt vor allen, die uns umgeben. Ihm zu danken bedeutet, „sich mit worten vnd wercken also erzeigen, damit er vnd jeder meniglich vernimet, das wir seine wolthat erkennen, lieb und werd haben.“²⁰

Mit solcher Behandlung der einzelnen Gebote hat Mörlin die Grundlage dafür gelegt, zu erkennen, warum Buße notwendig ist und wie man das christliche Leben führen soll. Diese Anweisung für das tägliche Leben spiegelt den Ge-

¹⁸ *Reu*, Quellen, 864.

¹⁹ *Reu*, Quellen, 864.

²⁰ *Reu*, Quellen, 864-865.

brauch von Melanchthons „drittem Gebrauch des Gesetzes“ wider, den Mörlin gegen andere Gnesio-Lutheraner verteidigte, die glaubten, dass der zweite Gebrauch des Gesetzes immer anklagend sei und dass dieser Gebrauch die Gläubigen ausreichend darüber informiere, was sie tun sollten, selbst wenn sie seine anklagende Kraft hörten, und dass Melanchthons Begriff leicht eine subtile Art von Werksgerechtigkeit fördern könne. Mörlins Haltung in dieser Kontroverse spiegelt sein Anliegen in seinem Katechismus wider, dass seine Gemeindemitglieder von Kindheit an lernen, das Leben des Glaubens im Gehorsam gegenüber Gottes Plan für das menschliche Leben zu verfolgen.²¹

Mörlins Darstellung des „Evangeliums“ folgt in drei Teilen: das Glaubensbekenntnis, das Gebet, „die hochwirdigen Sakramente“. Seine Definitionen, die das Glaubensbekenntnis erklären und anwenden, spiegeln ebenso sein Verständnis der Theologie wider, wie er sie in Wittenberg gelernt hatte. Aber nicht jeder Begriff in Luthers Erklärungen der drei Artikel des Glaubensbekenntnisses wurde so gründlich behandelt wie die Begriffe, die sich auf das Gesetz beziehen. Seine Einführung der drei Personen der Dreifaltigkeit führte zu der Frage „hat dich dann der Sohn erlöst on den Vater?“, eine Frage, die Luther in keinem seiner Katechismen behandelt hatte. Mörlin antwortete: „Aber nein, sondern was mir durch eine Person erzeiget wird in dem einigen Göttlichen wesen, das geschicht von allen dreyen Personen. Also, erlöst mich in der Person des Sons, so da ist allein Mensch worden, der eine ewige ware Gott.“ Mörlin zitiert Apostelgeschichte 20,28, 1. Korinther 2,8, Johannes 5,17–18 und 14,9–11 sowie 1. Johannes 5,20. „Wie kannst du solches verstehen?“ „Keineswegs nicht; darumb ist es eine Glaubenssache.“ Es sei einfach aufgrund der Offenbarung Gottes in seinem Wort zu glauben, behauptete Mörlin in der Antwort auf die Frage „Warum glaubst du aber das?“ Diese Frage entsteht aus Mörlins tiefem Engagement gegen Andreas Osianders Ablehnung von Luthers forensischer Rechtfertigungslehre und insbesondere aus seiner Kritik an Osianders Neudefinition der Gerechtigkeit des Gläubigen als die innewohnende göttliche Natur Christi. Diese Frage stellt seine Ablehnung der Kritik seines Königsberger Kollegen Francesco Stancaro an Osiander dar; Stancaro argumentierte, dass nur die menschliche Natur Christi Sünder rette.²²

Die nächste Frage leitet die Diskussion der drei Artikel über die Schöpfung, die Erlösung und die Heiligung ein. Diese Themen seien so aufgeteilt, um die Unterscheidung der drei Personen der Dreifaltigkeit zu vereinfachen, gleichzeitig die höchsten, überragenden Gaben und Wohltaten Gottes anzuerkennen und uns ganz auf ihn mit unserem ganzen Herzen im wahren Glauben zu verlassen. Der erste Artikel, so Mörlin, bekräftigt, dass alle Geschöpfe allein aus

²¹ Matthias Richter: *Gesetz und Heil: Eine Untersuchung zur Vorgeschichte und zum Verlauf des sogenannten Zweiten Antinomistischen Streits*, Göttingen 1996, 176–202.

²² Martin Stupperich: *Osiander in Preußen 1549-1552*, Berlin 1973, 166–174.

dem Schöpfer stammen. „Was thut dann Vater und Mutter?“, fragte der Schüler. „Nicht mehr sind sie denn als Mittel, durch die uns Gott nach seinem wohlgefallen vns lest zu der Erden, in dis Jamerthal vnd Leben geboren werden.“ Die nächste Antwort lehrt, dass Gott, der Vater, „mir dieselbigen erhelte vnd alles, was zu diesem Leben vnd zeitlicher Nahrung von nöten ist, reichlich vnd teglich reichet.“ Die Kinder antworteten natürlich: „Sol man denn nicht arbeiten?“ „Awe ja, denn Gott hat die arbeit auch in der vnschuld Ade geboten,“ 1. Mose 2[,15]. Mit weiteren Bibelstellen verstärkt Mörlin die Lektion: Faule Menschen werden in Matthäus 25,14–30, 1. Thessalonicher 4,11, 2. Thessalonicher 3,6 und Psalm 28,5 verurteilt. „Aber die arbeit ist nicht mehr dann ein mittel, welches für sich gar nichts vermag, sondern Gott alleine, der nach seiner krafft vnd willen das gedeien gibt, gleich wie er auch durch weltliche obrigkeit die fromen schützet vnd die bösen straffet, Römer 13 [,1–7], 1. Petrus 2[,13–14].“ Mörlin knüpft jedoch an Luthers Lehre von der Vorsehung an, indem er feststellt, dass Gott in Zeiten der Not großzügig für die Seinen sorgt, so wie er Elia mit Nahrung versorgte [1. Könige 17,1–16, 19,4–8].²³

Mörlin liefert wenig Erklärung zum zweiten Artikel des Glaubensbekenntnisses und wiederholt einfach Luthers Sprache. Er webt ihn durch neun Fragen zusammen, die an Luthers Worte erinnerten, ohne die Art von Definition zu formulieren, die er anderswo ausübte. Er lehrte, dass „dieser Jhesus Christus alleine vnd kein ander Name mein Herr vnd lieber Erlöser sey, durch den ich meiner Sünde allein kann wider los vnd ledig werden.“ Es ist nicht klar, warum Mörlin das, was er als den Kern der biblischen Botschaft ansah, nicht ausführlicher darstellt.²⁴ Dies ist etwas überraschend angesichts seiner tiefen, kritischen Verwicklung in die Kontroverse um Andreas Osianders scharfe Abweichung von der Lehre der forensischen Rechtfertigung, die Mörlin als Schüler sowohl von Luther als auch von Melancthon gelernt hatte.²⁵ Mörlin berührte zwar Elemente des Erlösungswerkes Christi, indem er den Heiligen Geist behandelt, der nicht nur in sich selbst heilig ist, „sondern auch vns heilig, das ist, rein, fromb, oder gerecht vnd selig macht“. Er tut dies, indem er den Glauben an die Verdienste und die Würdigkeit Christi schafft. Der Heilige Geist schafft diesen Glauben durch „das Evangelium, das ist, die mündliche Predigt von Jhesu Christo vnd die hochwürdigen Sakramente.“ Er tut das, wiederholt Mörlin mit von Luther entlehnten Worten, indem er die einzelnen Gläubigen und die ganze christliche Gemeinde auf Erden in diesen Glauben ruft, sammelt, erleuchtet, heiligt und bewahrt. Der Schüler sollte fragen, was der Heilige Geist mit denen macht, die die Predigt und die Sakramente verachten, ein immerwährendes Problem in jeder Gemeinde. Mörlin versichert seinen Lernenden, dass diese

²³ *Reu*, Quellen, 870.

²⁴ *Reu*, Quellen, 871.

²⁵ Timothy J. *Wengert*: *Defending Faith. Lutheran Responses of Andreas Osiander's Doctrine of Justification, 1551–1559*, Tübingen 2012, 101–190.

Menschen keine Hoffnung auf die Auferstehung des Leibes zum ewigen Leben haben. Daraufhin kam die Frage: „Ist denn Christus nicht für alle gestorben?“ „Awe ja, vnd felet es gar keinem im andern Artickel auff dieser Erden, Denn Christ ist ja für alle gestorben, vnd hat damit alle Menschen gemeinet, niemands ausgenommen, allein die jenigen, die sich solcher wolthat nicht annemen, sondern sich selbt im dritten Artickel aussondern, wider Gottes willen, von der heiligen Kirchen vnd gemeine der Heiligen.“ Diese Frage veranlasste die Schüler zu fragen: „Wer thut das?“ „Die jenigen, die nicht mit der der heiligen Christlichen kirche, wie die von anfang gewesen, der reinen ein helligen Lere vnd Predigt der Propheten, Christi, vnd Aposteln gehorchen vnd gleuben, sondern die Predigt verachten.“ Diese Botschaft definiert Mörlin als die Vergebung der Sünden und das ewige Leben, das durch den Glauben an den Namen Jesus Christus empfangen wird.²⁶

Mörlin setzt seine Definitionen mit seiner Untersuchung des Gebets in Luthers Kleinem Katechismus fort. Die Einleitung gibt ihm Gelegenheit, mehr über das Sühnopfer zu sagen, als Antwort auf die Frage, „wodurch hat er vns zu Kindern gemacht?“ Die Antwort muss durch den zweiten Artikel und den Glauben an Christus kommen. Gläubige können zu Gott als seine Kinder kommen „durch den bitteren Tod, und die herrliche Auferstehung seines lieben Sonnes, durch welchen er vns auch diese seine wort vnd gedanken, darauff in vnser hertz vnd mund leget, heist, befiehlt, vnd will haben, das wir mit diesen seinen worten, vnd des tröstliche rhümen sollen, in den Namen, vnd von wegen seines lieben Kindes.“ Mörlin fasste das Gebetsleben, das er in den Kindern zu festigen suchte, mit sieben Objekten ihrer Gebete zusammen: die reine Verkündigung von Gottes Wort; ein richtiger fester Glaube mit demütigen, gehorsamen Herzen; Schutz vor dem Teufel, der Welt und dem Fleisch; Bewahrung ihres armen Leibes in zeitlicher Not; tägliche Vergebung der Sünden und ein von Liebe zueinander erfülltes Herz; das gesegnete und freudige Ende jedes Kreuzes, das er uns auferlegt, um unser Fleisch zu züchtigen; und Erlösung von jedem Unglück und am Ende das ewige Leben. Bei der Durchsicht der einzelnen Bitten des Vaterunsers kehrt Mörlin zu seiner Praxis zurück, Luthers Terminologie genauer zu definieren.²⁷

Mörlin hatte sich in den Auseinandersetzungen um Luthers Abendmahlsverständnis im Wittenberger Kreis wie auch in der interkonfessionellen Kontroverse für dieses eingesetzt, und sein Festhalten an Luther in dieser Hinsicht spiegelt sich in seiner Behandlung der Sakramente wider.²⁸ Er definiert sie in

²⁶ *Reu*, Quellen, 871–872.

²⁷ *Reu*, Quellen, 873–878.

²⁸ Robert Kolb: The Critique of Melancthon's Doctrine of the Lord's Supper by his 'Gnesio-Lutheran' Students, in Irene Dingel et al., Philip Melancthon. Theologian in Classroom, Confession, and Controversy, Göttingen 2012, 249-251; and Robert Kolb: Joachim Mörlin and the Heidelberg 'Defamation' of Martin Luther, in Christoph Barnbrock und Christian Neddens

melanchthonischer weise als „eußerliche zeichen und Zeremonien, von Christo selbst eingesetzt, in welchem Gott einem jedern [Empfänger] in sonderheit reichet vnd gibet, die verheißene gnade vnd Seligkeit, so vns Christus erworben hat.“ „Was sind die fürnembsten stücke in einem jeden Sacrament?“ „Zwey stück. Eins das es sind Christi werck, so er in seiner Kirche selbst gestiftet, mit seinem munde vnd ewigen wort. Zum andern, das er durch dieselbigen einem jedern für seine Person reicht vnd gibt, die ewigen gütter, so er in der gemeinen Predigt, allen zumal angeboten, vnd vns darzu geheischen vnd erfordert hat. Was nu nicht zu beweisen aus klaren wort des lieben Euangelij, das es Christus eingesetzt, vnd geheißten hat, das sol für kein Sacrament gehalten werden, Ob aber gleich Christus etwas eingesetzt, aber nicht darzu verordent, das er vns darinne gebe seine gnade vnd Seligkeit, so er vns erworben hat, das ist auch kein Sacrament.“ Mörlin grenzt Luthers Sakramentsverständnis deutlich von der mittelalterlichen Tradition und ihrer längeren Liste von Sakramenten ab, die viele Eltern als Kinder gelernt hatten. „Wie viel sind Sakrament?“ fragte er dann. „Nicht mehr denn zwey, Nemlich, die Tauffe und das Sakrament des Altars.“ Damit wollte er auch die Absolution anders einordnen. Mörlin erkannte, dass die Kontroversen um das Abendmahl, in die Luther und seine Anhänger verwickelt waren, nicht von denen der Taufe und Absolution getrennt werden konnten.²⁹ In einiger Ausführlichkeit definiert Mörlin dann Luthers Sakramentslehre, indem er sorgfältig die Bedeutung seiner katechetischen Darlegung von Taufe, Beichte und Absolution und dem Abendmahl entfaltet.³⁰

Mörlins kurze Erklärung dessen, wofür die Kinder in der vierten Bitte beten, fasst Gottes zeitliche Segnungen unter den Überschriften derjenigen zusammen, die in den Lebensbereichen von Haushalt und Gesellschaft gegeben werden.³¹ Er findet in Luthers Berufslehre, wie sie in der „Haustafel“ der christlichen Berufe zusammengefasst ist, einen umfassenden Überblick über das tägliche Leben der Gläubigen. „Was leret die Haustafel?“ „Sie gibet den gleubigen hertzen einen kurzen bericht, darinnen aus Gottes wort, die fürnempsten heiligen Orden vnd Stende auff Erden gefasset vnd beschrieben werden, aus welchem sich ein jeder seines Ampts und diensts zu berichten, vnd gründlich zuuernemen hat, wie er darinnen mit frölichem guten gewissen, nach Gottes wort vnd willen leben sol.“ Mörlin definiert diese heilige Ordnungen und Stände als grundlegende Elemente der menschlichen Existenz, von Gott eingesetzt und verordnet, „darzu geheiligt zu seinem Dienst, das wir wissen, was jm darinnen zugefallen geschehen soll.“ Er zählt die drei Elemente der mittelalter-

(Hrsg.): *Fides, Confessio et Pietas Studien zur Wirkungsgeschichte der Reformation*. Festgabe für Ernst Koch zum 90. Geburtstag, Leipzig 2021, 29-41.

²⁹ Vgl. zu diesem Punkt, Amy Nelson *Burnett*: *Debating the Sacraments. Print and Authority in the Early Reformation*, Oxford/New York 2019, bes. 250-268.

³⁰ *Reu*, Quellen, 878-886.

³¹ *Reu*, Quellen, 876.

lichen Gesellschaftsstruktur auf, die Luther als Rahmen für sein tägliches Leben übernommen hatte: „Das geistliche Predigamt, Das weltliche Schwerd oder gewald der Oberkeit und das Hausregiment.“ Sie sollen in Übereinstimmung mit Gottes Wort, Willen und Gebot ausgeübt werden.

Luther folgte zunächst der mittelalterlichen Tradition und beschränkte die „kirchlichen Berufe“ auf Priester, Mönche und Nonnen; Mörlin folgt nicht dem Wandel in Luthers Denken, der sich in den 1530er-Jahren vollzog, als er erkannte, dass alle Christen von Gott zum Zeugnis des Evangeliums im täglichen Leben und zum Beten und zur Teilnahme an dem Gottesdienst beauftragt sind.³² Mörlin behandelt nur die Aufgaben von Pastoren, was seine eigenen Kämpfe um die Integrität seines Amtes an jedem Ort, an dem er gedient hatte, widerspiegelt. Seine Anweisungen für die politisch-sozialen Berufe behandeln sowohl den Gehorsam der Untertanen als auch die Verantwortung der Regierenden für die Bewahrung des Guten für die Gerechten und die Bestrafung des Bösen. Die Regierenden sollen nicht „durstiglichen faren jhres eigenen gefallens, sondern die bösen zu straffen, Darümb soll alle zeit das Recht zuo hergehen ...“. Mörlin stellt auch die Frage: „Wie wenn die weltliche Oberkeit in Geistliche Sachen griffe, vnd hies vns Gottes Wort fallen lassen doch ja etwas enderen?“ Mit dem Hinweis auf Matth. 22,15–22 schrieb Mörlin, „Darümb sind wir jhr nichts schuldig, vnd kündten noch sollen wir dem frommen Gott das seine nicht nehmen vnd der Oberkeit geben, Denn also weren wir Gottes Reuber, vnd grewliche Lesterer vnser lieben Oberkeit. wie Tertullianus sagt“ (ein singuläres Zitat aus den alten Vätern in Mörlins Kommentar). Die Obrigkeit soll dem Wort Gottes und der Verkündigung Christi gehorsam sein, für Kirche und Schule sorgen, das Böse bestrafen und die Gerechten ermutigen, Gott allein zu dienen.³³ Die Konflikte, die dazu führten, dass er selbst in seinen ersten drei Pfarrberufungen Arnstadt, Göttingen und Königsberg von der Obrigkeit ins Exil gezwungen wurde, machen Mörlin in dieser Frage sensibel.

Mörlin behandelt die Berufe von Eheleuten, Eltern und Kindern sowie „Knechte vnd Megde, Tagelöner vnd Arbeiter“ im Haushalt. Er ermahnt die Ehegatten zu gegenseitiger Liebe und Fürsorge. „Wenn sie Kinder haben, wie sollen sich beid Eltern gegen die Kindern halten?“ fragte er. „Sie sollen erstlich nicht zu gar hart vnd bitter sein gegen sie, damit dieselbigen nicht jhre hertzen gantz vnd gar abwenden vnd zu allen dingen vnwillig werden. Zum andern,

³² *Reu*, Quellen, 887-888. Die Obrigkeit in Arnstadt, Göttingen und Königsberg hatte Mörlin aus dem Predigamt abgesetzt, und in Braunschweig musste er auch mit einem manchmal unwilligen Rat ringen. Vgl. *Mörlin*: Von dem Beruff der Prediger. Und wie fern Weltliche Oberkeit macht hat, dieselbigen jres Ampts zu entsetzen, Nötiger christlicher bericht aus Gottes Wort, Eisleben 1565.

³³ *Reu*, Quellen, 888-889. Mörlin kritisierte die Obrigkeit auch wegen ihres Missbrauchs des Eigentums der Kirche (Kirchenraub); vgl. seine Vorrede zu Johannes *Winnigstedt*: Kurzte anzeigung aus der heiligen Schrift/ vnd aus den B[ü]chern der Veter wieder die Kirchendiebe der jtzigigen zeit, Jena 1560.

Sollen sie gleichwol auch die Kindern jhren mutwillen nicht gestatten, Sondern sie in der zucht halten, das sie from sind, Aber für allen dingen ja wol zusehen, vnd anhalten, das sie Gott fürchten, jm vnd seiner Kirchen dienen mögen, wenn sie zu jren jaren kommen.³⁴ Die Diener sollten sich bei der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten „mit sorgen vnd hertzlicher furcht trewlichen vnd mit großem vleis erzeigen“, denn es ist ein Dienst für Gott; Gott wird das Gericht über die Untreuen und Nachlässigen schicken. Der Hausherr und die Hausherrin sollten ihre Diener mit Respekt behandeln und sie nicht treiben, als ob sie stumme Tiere wären. Sie sollten fair handeln und daran denken, dass Gott sie richten wird, wenn sie willkürlich gegen das handeln, was fair ist im Umgang mit denen, die sie beschäftigen. Denn auch wenn ihre Lebenswege unterschiedlich sein mögen, liebt Gott alle Menschen gleichermaßen, da er sie geschaffen und von der Sünde befreit hat. Einzelne kurze Kommentare beantworteten Fragen nach der Bedeutung von Luthers letzten drei „Lebensständen“: der Jugend, der Witwenschaft und dem Gemeinwohl, um Mörlins Unterweisung für das christliche Leben abzuschließen.³⁵

Mörlins Revision schließt mit einer Ermahnung an die „lieben Hausueter und Gottselige Jugend, der löblichen Stad Braunschweig.“ Er erinnerte alle daran, dass, „wo der Catechismus rein bleibet, daselbest wird die Kirchen auch bleiben, weil er die Summa, ja der kern, vnd das beste aus Gottes Wort im Catechismo zusammen ist gezogen.“ Eltern sollen Luthers Kleinen Katechismus „rein“ verwenden und ihn ihren Kindern sorgfältig erklären. Pastoren und Lehrer sollen diesen Prozess unterstützen, da Schulen die „Officinis“ des Heiligen Geistes sind, wo der Heilige Geist „der echte Handwerksmeister“ ist, der die zarten Herzen lenkt. Er fordert die Jugend auf, den Schatz des Katechismus und seiner reinen Lehre aufzubewahren, damit sie ihn an ihre Kinder weitergeben können.

Als Gemeindepfarrer lernte Joachim Mörlin schnell, dass Pfarrer nicht nur weiterführende Lehrbücher brauchten, um die Aufgabe fortzuführen, die sie mit Luthers Kleinem Katechismus als Werkzeug übernommen hatten. Sie brauchten auch dessen Sprache mit konkreter Anwendung für die Kinder der Gemeinde und auch für deren Eltern. Bei der Vorbereitung einer solchen Ergänzung des von ihm so geliebten Katechismus konzentrierte sich Mörlin besonders auf die Einführung des Rhythmus von Buße, Sündenvergebung und die Pflege der Form und Praxis des Glaubens im täglichen Leben. Getreu Luthers Intention verstärkte Mörlin den Gebrauch des Kleinen Katechismus als Handbuch für das ganze christliche Leben. Um seine Ziele zu erreichen, nutzte er die Methode der Definition mit Anwendung auf das tägliche Leben und eine Erweiterung der den Kindern vorgelegten Bibelverse. Damit setzte er eine Tradition im Gebrauch von Luthers Katechismus in Gang, die bis heute anhält.

³⁴ *Reu, Quellen*, 889–890.

³⁵ *Reu, Quellen*, 890–892.

Walter Rominger:

Im Dienst des Herrn im Einsatz für die Schwachen. „Vater Bodelschwingh“ und „Pastor Fritz“

A. „Vater Bodelschwingh“ (1831-1910)

I. Hinführung: Der diakonische Gedanke ist in der Mitte des 19. Jahrhunderts weit verbreitet

Als Friedrich von Bodelschwingh 1831 zur Welt kommt, da ist der diakonische Gedanke bereits stark verbreitet. So wächst er, aus angesehenem und frommem Hause kommend, geradezu mit diesem auf, obwohl damit freilich nicht der Weg, den er dann gehen wird, ihm bereits vorgezeichnet ist. Väter der Diakonie, Theodor Fliedner (1800-1864), Johann Hinrich Wichern (1808-1881), Wilhelm Löhe (1808-1872), Gustav Werner (1809-1887), aber auch Johann Christoph Blumhardt (1805-1880), alle zwischen 1800 und 1809 geboren, sind eine Generation älter als Friedrich von Bodelschwingh. Adolf Stoecker, 1835 geboren (+ 1909), der spätere Berliner Hof- und Domprediger, seit 1877 Leiter der Berliner Stadtmission und deutschnationaler Politiker, mit dem sich Friedrich von Bodelschwingh verbunden weiß, wiewohl er auch den Unterschied zu diesem nicht verkennt, ist sein Altersgenosse. In Friedrich von Bodelschwinghs Geburtsjahr gründet die Hamburger Patriziertochter Amalie Sieveking (1794-1859) den „Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege“. Davor sind auch bereits Einrichtungen für Diakonie und Innere Mission entstanden. So hat Johann Falk (1768-1826) in Weimar 1813 die „Gesellschaft der Freunde in der Not“ für Waisenkinder gegründet; Christian Heinrich Zeller (1779-1860) 1820 in Beuggen in Südbaden eine Armenkinderanstalt und eine Armenschulelehreranstalt; 1826 Theodor Fliedner die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft; Johann Hinrich Wichern 1833 das Rauhe Haus in Hamburg. Johann Hinrich Wichern prägt 1836 den Begriff „Innere Mission“; und im selben Jahr legt Theodor Fliedner den Grundstein für die Kaiserswerther Diakonissenanstalt. In den Jahren darauf entstehen weitere Einrichtungen für Diakonissen und auch Diakone, Rettungsanstalten für Waisenkinder, aber auch Spezial-Einrichtungen, beispielsweise durch August Friedrich Oßwald eine Taubstummenschule 1837 in Wilhelmsdorf bei Ravensburg. 1848 hält Wichern auf dem Evangelischen Kirchentag in Wittenberg seine denkwürdige Rede zur Inneren Mission – „Die Liebe gehört mir wie der Glaube“ – und regt einen „Centralausschuß für Innere Mission“ an, der im Folgejahr gegründet wird und der die Aktivitäten der Inneren Mission bündeln und neue anregen soll.

II. Frühe Jahre: der Gutsverwalter und seine Berufung

In diesem Jahren, in denen vor allem durch den konservativen Protestantismus, d. h. wesentlich durch Pietismus, Erweckung, aber auch in Teilen des konfessionellen Luthertums, der diakonische Gedanke hochgehalten wird, erblickt Friedrich von Bodelschwingh am 6. März 1831 im Haus Mark in Tecklenburg als sechstes Kind des aus altem westfälischem Adelsgeschlecht stammenden Ernst von Bodelschwingh das Licht der Welt und wird davon von klein auf angerührt. Sein Vater, der als Freiwilliger an den Befreiungskriegen beteiligt ist und verwundet wird, hat ein Bekehrungserlebnis. Seine Mutter, Charlotte von Deist, gehört zur Erweckungsbewegung und liest bevorzugt die Predigten des bereits in jungen Jahren heimgegangenen schwäbischen Erweckungspredigers Ludwig Hofacker (1798-1818). Vor Friedrichs Geburt wird ihr ein Wort Hofackers eindringlich, das, wie sich noch zeigen dürfte, Lebensart und geistige Freiheit des Christuszeugen und Mannes der Diakonie und Mission, Friedrich von Bodelschwingh, bezeichnen dürfte: „Sein in dieser Welt, wie Jesus in der Welt war, heißt mit anderen Worten: ein Mensch sein, in dem das Bild Christi widerstrahlt.“ Die Eltern unterstützen großzügig Einrichtungen der Inneren Mission.

1834 kommt sein Vater als Oberpräsident der Rheinprovinz nach Koblenz. In seinen Koblenzer Kinderjahren habe Friedrich von Bodelschwingh am liebsten im großen Garten mit den vielen Obstbäumen gespielt. Hat sich dieses Kindheitserlebnis bei Friedrich von Bodelschwingh so tief verinnerlicht, dass daraus sich bei ihm eine Vorstellung dafür entwickelte, wie Fabrikarbeitern geholfen sei und sie gleichzeitig vom den verderblichen Einflüssen der Sozialdemokratie geschützt seien? Auch wenn einer Psychologisierung nicht nachgegeben werden soll, so lässt sich dennoch eine Parallelität und Ähnlichkeit mit seinen einst kindlichen Empfindungen und einer brieflichen Äußerung, die Jahrzehnte später, 1885, fällt, nicht verkennen: „Gelingt es, dass in dreißig bis vierzig Jahren jeder fleißige Fabrikarbeiter vor seiner eigenen Hütte, unter seinem eigenen Apfelbaum, umgeben von seiner Familie, sein Abendbrot essen kann, dann ist die Sozialdemokratie tot, und der Thron der Hohenzollern ist auf Jahrzehnte gesichert.“

Ab 1842 ist Ernst von Bodelschwingh zunächst preußischer Finanzminister und anschließend preußischer Innenminister. In Berlin besucht Friedrich von Bodelschwingh das Joachimsthalsche Gymnasium. Er ist ausgesuchter Spielgefährte des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich III. Zum Kaiserhaus hat er immer gute Beziehungen. Und gerade der alte Friedrich von Bodelschwingh nutzt diese, um Unterstützung für sein Werk zu erhalten.

Die Revolution von 1848 geht am Hause von Bodelschwingh keineswegs spurlos vorbei. Sie fegt die alten Mächte weg, und Ernst von Bodelschwingh wird entlassen. Die Familie zieht nach Westfalen zurück. Im Frühjahr 1849

erhält Friedrich von Bodelschwingh am Gymnasium in Dortmund das Zeugnis der Reife. Für kurze Zeit studiert er Naturwissenschaften in Berlin. Doch auf den Rat von Freunden seiner Eltern macht er eine landwirtschaftliche Lehre auf einem Gut im Oderbruch. Er dient 1851/52 als Freiwilliger in Berlin.

Zusammen mit Ernst von Senfft-Pilsach übernimmt er 1852 die Verwaltung des Senfftschen Gutes Gramenz in Hinterpommern und ist unter dem Einfluss erweckter Kreise. Dabei kümmert er sich nicht allein um die Verbesserung der Landwirtschaft, sondern – und das ist bezeichnend – um die der Arbeiter in der Landwirtschaft und deren Familien. Der erst 21-Jährige berät sie bei der Haushaltsführung; Bettler will er zur Arbeit bewegen; und er ist vor allem darum bemüht, dem übergroßen Schnapskonsum Einhalt zu gebieten. Er schreibt dazu: „Was mich beschäftigt hat, war das Schicksal der Tagelöhner.“ Er „habe geahnt, dass mit bloß menschlichen Künsten der Gutmütigkeit gegen menschliches Elend [...] nichts auszurichten ist“. 1853/54 kommt Friedrich von Bodelschwingh bei Studienreisen auf westfälische Güter, in den Oderbruch und durch Mecklenburg. In dieser Zeit verteilt er auch Traktate der Basler Mission an die Kinder seiner Arbeiter.

Stark wirkt sich der schnelle Tod seines Vaters auf Friedrich von Bodelschwingh aus. Seinem eigenen Bericht zufolge, niedergeschrieben in den 1880er-Jahren, wendet er sich ab Mai 1854 vom Treiben seiner adligen Freunde ab. Dafür liest er jetzt im Neuen Testament und auch Traktate. Beim Lesen eines Traktats der Basler Mission wird er ergriffen. Es handelt von Tschin, einem armen Chinesenjungen, der zum Christentum bekehrt, in England erzogen wird und als Missionar unter seinen Landsleuten wirken möchte. Doch bevor Tschin auch nur damit beginnt, stirbt er. Dieses Traktat und eine Missionspredigt 1854 lassen Friedrich von Bodelschwingh zum Entschluss kommen, Theologie zu studieren und selbst Missionar zu werden: Da „wurde mir so vollständig gewiss, dass Gott mir diesen Beruf geschenkt habe, dass auch kein leiser Zweifel von der Stunde an über mich kam“.

III. Auslandspfarrer in Paris

Der Entschluss ist unumstößlich. So verlässt Friedrich von Bodelschwingh im Oktober 1854 das Gut Gramenz, reist über Berlin nach Westfalen zu seiner Mutter und holt sich deren Einverständnis zu seinem Vorhaben. Weiter geht seine Reise nach Basel. Gilt dort sein Interesse auch dem Missionshaus, so schreibt er sich doch an der Universität als Student der Theologie ein. An der theologischen Fakultät der Universität hat vor allem Carl August Auberlen (1824-1864) Einfluss auf ihn und vermittelt ihm den schwäbischen Biblizismus und die Reich-Gottes-Theologie. Gilt zu damaliger Zeit auch der Historiker Jakob Burckhardt (1818-1897) als der bedeutendste Lehrer der Basler Universität, so besucht Friedrich von Bodelschwingh keine Veranstaltung von ihm, wohl aber nimmt er am Missionshaus an Bibel- und Missionsstunden teil und

erhält von der Basler Universität wichtige Eindrücke. Im südbadischen Beuggen trifft er auf den alten Christian Heinrich Zeller (1779-1860) und im nahen St. Chrischona den ebenfalls alten Christian Friedrich Spittler (1782-1867) in der Pilgermission. 1856 ist Friedrich von Bodelschwingh für ein Semester in Erlangen. Vor dort aus besucht er Wilhelm Löhe (1808-1872) im fränkischen Neuendettelsau. Zusammen mit dem Basler Missionsinspektor Joseph Josenhans (1812-1884) geht er zu Christian Gottlob Barth (1799-1862), der in Calw im Nordschwarzwald mit Erfolg einen pietistischen Verlagsverein betreibt, und zu Johann Christoph Blumhardt (1805-1880) in Bad Boll. Löhe und Blumhardt werden die eigentlichen Lehrer Bodelschwinghs in praktischer Theologie. In Erlangen schenkt Friedrich von Bodelschwingh den Kontroversen um die lutherische Neoorthodoxie keine Beachtung. In Bremen und Bremerhaven lernt er die Auswanderermission kennen. In Bielefeld trifft er erstmals auf die frommen Kreise des Minden-Ravensberger Landes. Sein Studium schließt Friedrich von Bodelschwingh in Berlin ab. Hier hört er Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802-1869), den Herausgeber der konservativen Evangelischen Kirchenzeitung, und Karl Immanuel Nitsch (1787-1868). Zum Ostertermin 1858 legt er in Münster das erste theologische Examen ab. In Berlin hat er überdies eine solide Ausbildung zum Krankenpfleger erhalten, was für ihn zumindest in späteren Jahren von Vorteil ist.

Bereits gegen Ende seines Studiums stellen sich bei Friedrich von Bodelschwingh Glaubenszweifel und Anfechtungen ein. Der Aufgabe als Missionar sieht er sich nicht länger gewachsen. Deshalb geht er auch nicht zur Basler Mission, die dazu bereit ist, ihn noch 1858 als Missionar nach Ostindien zu senden. Doch er folgt einem Ruf von Pastor Louis Meyer von der evangelischen Kirche Augsburgerischen Bekenntnisses in Paris. Dieser ruft ihn als Hilfsprediger zur Betreuung der dortigen deutschen Auswanderer, die als Lumpensammler und Straßenkehrer ein karges Leben fristen.

Da geschieht nun etwas wirklich Wunderbares. Indem Friedrich von Bodelschwingh in Paris Kindern die biblischen Geschichten erzählt, geht ihm ganz neu Gottes Wort auf. Über den Unterricht an Kindern kommt Friedrich von Bodelschwingh zu einer gebündelten sozialen, pädagogischen, seelsorgerlichen, pastoralen Fürsorge. In seinen Pariser Jahren von 1858 bis 1864 zeigt sich bereits Bodelschwinghs organisatorisches Talent und das, womit er zudem in späteren Jahren geradezu Meister wird, was Theodor Heuss mit „Seelen in Bewegung zu setzen und Hände gebefreudig zu machen“ bezeichnet. Er gründet eine Schule, auch eine Kirche, die „Hügelkirche“; bei deren Grundsteinlegung organisiert er ein Gemeindefest. Für die Armen, die es in Paris so überaus zahlreich gibt, nimmt er sich Zeit, wenn sie zu ihm kommen. Viel Zeit nimmt er sich für die Krankenseelsorge. Beim zehnten deutschen evangelischen Kirchentag, der 1858 in Hamburg durchgeführt wird – Bodelschwingh hat seinen Dienst in Paris kaum begonnen –, berichtet er von der Not der deut-

schen Straßenkehrer und Lumpensammler, die zumeist aus Hessen kommen. Seit September 1863 veröffentlicht er das Monatsblatt „Das Schiffllein Christi in Paris“; wer ihn unterstützt, erhält es. Bei seiner Ordination predigt er über den Bibelvers: „Weil uns denn Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde“ (1. Korinther 4,1). Jahrzehnte später wird dies als Inschrift auf seinem Grabstein stehen. Dieser Bibelvers kennzeichnet die Einstellung seines ganzen Lebens.

Im Jahr 1861 heiratet Friedrich von Bodelschwingh seine Kusine Ida von Bodelschwingh, die Tochter seines Onkels Karl, der zu der Zeit preußischer Finanzminister ist. Ihr bekommt Paris gesundheitlich jedoch nicht. So entscheidet sich Friedrich von Bodelschwingh, der bereits 1862 und noch mehr 1863 umworben ist – Spittler will ihn für die Pilgermission St. Chrischona – dazu, Paris zu verlassen. Die westfälische Gemeinde Dellwig an der Ruhr bei Unna wählt ihn zu ihrem zweiten Pfarrer. Im Frühjahr 1864 verlässt er Paris im Alter von 33 Jahren, um, wie er sich ausdrückt, weiter tatkräftig am Bau des Reiches Gottes mitzuhelfen, wiewohl es Gott ist, der sein Reich baut, wozu er sich allerdings auch der Menschen bedient, was Bodelschwingh bewusst ist. Paris hat er in keiner guten Erinnerung. Vom französischen Rationalismus, Kapitalismus und Liberalismus weiß er sich abgestoßen. Denn sie verursachen, so Bodelschwinghs Überzeugung, das Elend, wie er dies in der französischen Großstadt erlebt hat.

IV. Die Dellwiger Jahre

Von 1864 bis 1872 ist Friedrich von Bodelschwingh Landpfarrer in Dellwig an der Ruhr bei Unna in der Grafschaft Mark. Er tut mehr, als die üblichen Aufgaben eines Landpfarrers erfordern. Er schlägt neue Wege ein. Das Schützenfest ersetzt er durch ein Missionsfest, bei dem Posaunen und Trompeten den Gesang begleiten, der Kinderchor aus der Soester Blindenschule auftritt und statt alkoholischer Getränke Kaffee, Kuchen und Obst serviert werden. In dem von ihm seit dem 1. Januar 1865 herausgegebenen „Westfälischen Hausfreund“ wirbt er für dieses neue Volksfest. Weil bei Familienfesten reichlich dem Alkohol zugesprochen wird, schwebt ihm eine neue christliche Form des Familienfestes vor. Damit soll der Alkoholkonsum zurückgehen und die Moral gehoben werden. Friedrich von Bodelschwingh setzt hier an, weil er das Arbeiterelend mit durch fehlende Moral und vom Teufel Alkohol verursacht sieht und von der Verführung durch die Liberalen und Sozialisten, die er immer wieder verurteilt. In den Kriegen von 1866 und 1870/71 wirkt er als Feldgeistlicher. Sie sind für ihn ein Mahnzeichen Gottes: „Ein blutiger Krieg, in dem Tausende eines bösen, schnellen Todes sterben und Hunderttausende armer Leute das Brot verlieren, ist sehr schrecklich“, schreibt Friedrich von Bodelschwingh 1866, „und Gott bewahre uns davor, aber ein falscher Frieden, in welchem Millionen im Sumpf des Materialismus, der gottlosen Üppig-

keit, des sicheren Mammonsdienstes allmählich versinken, ist vielleicht noch schrecklicher in unseres Gottes Augen“. Der Sieg über Frankreich ist, wie Bodelschwingh 1871 im „Westfälischen Hausfreund“ schreibt, eine Mahnung an die Deutschen: „Wenn doch im ganzen Land – anstatt jener Friedensfeste unseligen Andenkens, die im Jahre [18]66 den größten Teil des Segens, den die Kriegsnot gebracht, in der Flut der Sauf- und Trinkgelage wieder wegschwemmen, nüchterne, keusche, fröhliche, fromme Friedensfeste gefeiert würden, wie sie unsere Väter nach den Freiheitskriegen gefeiert.“ Friedrich von Bodelschwingh hofft, neben der nationalen Einigung soll es zur ernsthaften christlichen Erweckung verbunden mit sozialer Erneuerung kommen. Dazu kommt es zumindest in dem von Bodelschwingh erhofften Maße nicht. In Dellwig führt er ein Dank- und Friedensfest durch. Für andere Gemeinden soll dieses als Vorbild dienen. An der Einrichtung des Sedantages ist er wesentlich beteiligt; dieser von den Kriegsvereinen gefeierte Tag hat jedoch, wie Bodelschwingh mit Enttäuschung feststellen muss, nichts mehr mit seiner Vorstellung von Dank, Buße und Erneuerung zu tun. Später, 1895, bemüht sich Friedrich von Bodelschwingh als Alternative dazu, durch die Gründung „Christlicher Kriegervereine“ den Sedantag in dem von ihm gewünschten Sinn zu reformieren, wobei ihm damit kein Erfolg beschieden ist; lediglich lokal tritt eine Besserung ein.

Für Friedrich von Bodelschwinghs weiteren Weg werden in seiner Dellwiger Pastorenzeit zwei Ereignisse wesentlich, die ihn auf die seiner harrenden Lebensaufgabe vorbereiten, wiewohl dafür ja auch seine Jahre in Paris in nicht zu unterschätzendem Maße beigetragen haben. Zum einen bekommt er Beziehungen zu der 1867 in Bielefeld gegründeten Heil- und Pflgeanstalt für Epileptische und zu dem 1869 gegründeten Westfälischen Diakonissenmutterhaus. Aus diesen kleinen Anfängen wird Friedrich von Bodelschwingh ab 1872 in knapp vier Jahrzehnten eine wahre Stadt der Barmherzigkeit aufbauen. Zum andern, und etwas gänzlich anderes, aber für Friedrich von Bodelschwingh und dessen Ehefrau Ida wohl prägend wie kein anderes Erlebnis, ereignet sich zu Beginn des Jahres 1869. Innerhalb von nur 14 Tagen sterben die vier noch kleinen Kinder der Eheleute an Keuchhusten und Lungenentzündung. Wie hart sie dies getroffen hat, aber wie sie auch Menschen der Hoffnung sind, das hat Friedrich von Bodelschwingh in dem vielfach aufgelegten, so lesenswerten zeugnishaften Bericht „Vom Leben und Sterben vier seliger Kinder“ aufgezeigt. Dass sie noch einmal vier Kinder von Gott geschenkt bekommen, das wissen sie ja noch nicht. Gustav von Bodelschwingh, einer der Söhne und wichtiger Biograf seines Vaters, berichtet in „Friedrich von Bodelschwingh. Ein Lebensbericht“ (1922, 12. Aufl. 1949), wie seine Mutter ob diesem Verlust noch über Jahre hin beim Schreiben zitterte und die Haare verlor, wie aber seine Eltern nie Gott angeklagt haben, sondern an den Grübern der vier seligen Kinder gestanden haben und darüber nachdachten, was

Gott ihnen damit sagen wolle. Friedrich von Bodelschwingh weiß um Gottes Gericht, aber noch mehr um seine Gnade: „Psalm 126 machte die mitternächtliche Tränenstunde zu einer Gnadenstunde, in welcher wir schon etwas von der Freudenstunde vorausahnen durften.“ Dieses große Leid bringt ganz entscheidende Zurstückung für Bodelschwinghs besonderen Dienst. „Damals, als unsere vier Kinder starben, merkte ich erst, wie hart Gott gegen Menschen sein kann, und darüber bin ich barmherzig geworden gegen andere“, bekennt Friedrich von Bodelschwingh im Rückblick. Solche Barmherzigkeit braucht er über alle Maßen.

V. Die Jahre in Bethel

Fast vier Jahrzehnte werden es, die Friedrich von Bodelschwingh in großem Gottvertrauen und unermüdlichem Einsatz für die, die auf der Schattenseite des Lebens stehen, in und von Bethel aus tätig sein wird. Dabei geht es ihm, der aus der westfälischen Erweckung kommt, immer um das Heil der ihm Anvertrauten. Doch, wer um das Heil besorgt ist, dem ist das Wohl nicht gleichgültig, da fällt so manches dafür ab. Ein soziales Evangelium vertritt Friedrich von Bodelschwingh freilich nie. Es geht ihm immer um die Vorbereitung auf die Ewigkeit. Er ist um der Seelen Seligkeit besorgt (1. Petrus 1,9). Es geht um ein seliges Sterben. Sein bislang beschriebener Pfarrdienst legt dies bereits nahe.

Eine Berufung an das Zentraldiakonissenhaus Bethanien in Berlin lehnt er ab, nimmt hingegen 1872 eine Berufung zur Leitung der noch jungen, nämlich 1867 gegründeten „Rheinisch-Westfälischen Anstalt für Epileptische“ in Bielefeld an, mit der er ja seit deren Bestehen bereits in Verbindung steht. Leicht fällt ihm und seiner Frau Ida der Weggang von Dellwig nicht, vor allem deshalb, weil sie damit ja auch die Gräber ihrer vier heimgegangenen Kinder verlassen müssen.

Nicht vorauszusehen ist die „Lebensleistung“ Friedrich von Bodelschwinghs, dass er in knapp vier Jahrzehnten im Vorort von Bielefeld, in „Bethel“, wie er die Siedlung seit Erbauung des ersten Anstaltshauses 1873 nennt, in einem Seitental des Teutoburger Waldes gelegen, eine „Stadt der Barmherzigkeit“, eine „Stadt des Erbarmens“ aufbauen wird, die alles bislang Bekannte weit übertreffen wird und auch Vorbild für die Einrichtung von Werken der Inneren Mission in anderen Ländern werden soll, was zumeist zu wenig beachtet wird.

Anfänglich ist Friedrich von Bodelschwingh damit befasst, bereits begonnene Arbeit fortzuführen. Er ist nicht nur der Erneuerer, sondern immer auch der Bewahrer, der aber durchaus – neue – Akzente zu setzen weiß. Schritt für Schritt baut er eine Heimstatt für von der Gesellschaft gemiedene Epileptiker auf. Aber er vermeidet es, einfach eine Anstalt aufzubauen. Er hat vielmehr die Vorstellung einer Großfamilie. So werden die Kranken in Grup-

pen eingeteilt, die in verschiedenen Häusern wohnen. Für sie ist jeweils ein Hausvater oder eine Hausmutter da, damit die Kranken immer Zuwendung erfahren. Ihnen werden, je nach Vermögen, Aufgaben zugewiesen, sei es in den Werkstätten, im Wald und Feld oder im Haus. In dieser Hinsicht ist Bodelschwingh erfinderisch, für jeden, bei dem es irgendwie geht, eine Arbeit zu finden, bei der die Kranken sich nützlich machen können. So entsteht etwa die Brockensammlung. Altkleider werden gesammelt, ebenso Briefmarken, übrigens bis heute (über 30 Tonnen Briefmarken jährlich), und Ende des 19. Jahrhunderts erfindet Bodelschwingh das Recycling, indem er Kupfer und andere Metalle sammeln lässt. Damit erhalten die Kranken und Behinderten das Gefühl, gebraucht zu sein und Verantwortung zu haben, was bei ihnen das Selbstwertgefühl steigert. Sie sollen merken, ihr Leben sei trotz aller Einschränkungen etwas wert. Für Bodelschwingh sind sie vollwertige Menschen, in aller Entstellung Ebenbilder Gottes. Freilich, Friedrich von Bodelschwingh verfolgt damit weitaus mehr als lediglich ein soziales und pädagogisches Programm. Es ist sicher eine erfolgversprechende Arbeitstherapie, aber weitaus mehr. Es geht Friedrich von Bodelschwingh darum, in jedem der Kranken Gottebenbildlichkeit zu erkennen und ihm dies zu verkünden und zu geben und zur Nachfolge Christi einzuladen. Auch der Verblödete ist für Bodelschwingh Bruder. Von daher gilt für Bodelschwingh: „Das Wort unheilbar steht im Wörterbuch eines Christen nicht mehr. Wer danken gelernt hat, ist gesund geworden, auch wenn er sein ganzes Leben in der Zelle zubringen muss.“ Der „Mut, eine Gemeinde von Männern, Frauen und Kindern, die als Kranke an den Rand der bürgerlichen Existenz gedrängt sind, nicht bei ihrer Gegenwart zu behaften, sondern sie auf ihre Zukunft in Gott anzusprechen und in diesem Vertrauen sie zu ermutigen, mit den ihnen gebliebenen Kräften als tapfere Helfer im gemeinsamen Haushalt zu schaffen, ist das Geheimnis von Bethel“ (Georg Merz). Diese Arbeitstherapie trägt indes dadurch, dass Gesunde und Kranke gemeinsame Arbeit leisten, zur Entstehung einer beachtlichen Gemeinschaft bei. So wächst Bethel, wie es seit 1874 offiziell heißt, mehr und mehr zum Zufluchts- und Rettungsort für ganz verschiedene Kranke und in Not Geratene. Bodelschwingh weiß darum, dass dafür geschulte Helfer nötig sind. So gründet er zu dem bereits seit 1869 bestehenden Diakonissenhaus Sarepta 1877 die Diakonenanstalt Nazareth. Erweckte junge Männer aus dem Minden-Ravensberger Land können sich so als Krankenpfleger ganz in den Dienst Jesu und in den Dienst am Nächsten stellen, was für Bodelschwingh, aus dem Doppelgebot der Liebe folgend, stets zusammengehört. Die Elendesten sind dazu da, um an ihnen selbstlose Liebe zu üben. Bodelschwinghs Konzept ist: Ein „Gemeinwesen“ von Kranken und deren Helfern zur „gegenseitigen Hilfestellung“, mit der „Wohltat der wiedergeschenkten Arbeit“ bzw. (Sonder-)Schulen, fachlich versierte Bemühungen und Therapie, Beheimatung in einer schützenden und zugleich offenen Umwelt und „die

freudenreiche Seite des religiösen Lebens“. Bodelschwingh liebt es, den Häusern biblische Namen zu geben – das Mutterhaus heißt Sarepta, die Diakonenanstalt Nazareth, das Haus für Gemütskranke Morija –, um damit zum Ausdruck zu bringen, wie die Gemeinde aus Kranken und Elenden in die große Heilsgeschichte des Bundesvolkes gehört. Diakonische Einrichtungen gibt es ja bereits, die rein äußerlich betrachtet ähnlich arbeiten. Auch der um eine Generation ältere Johann Hinrich Wichern hat im Rauhen Haus in Hamburg bei den verwaisten Kindern und Jugendlichen mit Hauseltern gearbeitet. Doch vertritt er wesentlich mehr ein soziales Evangelium als Friedrich von Bodelschwingh. Es ist der Geist, den Bodelschwingh seinem Werk gibt, was ihn von andern unterscheidet. Er sieht seine Betheler Zionsgemeinde – nicht zufällig bildet die 1884 eingeweihte, von Bodelschwingh selbst geplante Zionskirche (Grundsteinlegung 1883) den Mittelpunkt dieser „Stadt der Barmherzigkeit“ – in der Nachfolge Jesu stehend, hineingenommen in das weltweite Volk Gottes. So ist es alles andere als zufällig, sondern geradezu folgerichtig und notwendig, dass Betheler Diakonissen an entfernten Orten wie Berlin, London, Metz, Paris, Nizza und Davos zu Diensten sind. Betheler Diakonissen und Diakone erfahren eine geistlich gute Führung und genauso eine solide Ausbildung. Eva von Tiele-Winckler (1866-1930), die Gründerin des „Friedensorts“ (1890) und einer eigenen Schwesternschaft (1892), geht bei „Vater Bodelschwingh“ in die Lehre der Krankenpflege. Diese Zeit ist für „Mutter Eva“ nicht allein eine lehrende, sondern auch eine gesegnete.

Die Betheler Gemeinde ist Teil einer weltweiten vielfältig kämpfenden „frommen Truppe“ für Gottes Reich. Deshalb kommt zur Inneren auch die Äußere Mission. Bodelschwingh selbst ist sich nie zu gut, gerade auch, wie sein Sohn und Biograf Gustav von Bodelschwingh schreibt, die Elendesten und Sterbenden zu besuchen, wenn er auf die Stationen kommt. Und obschon das Werk wächst, sich Haus an Haus reiht und aus kleinsten Anfängen zur weltbekanntesten Stadt der Barmherzigkeit emporwächst, so gibt er sich mit dem Erreichten nie zufrieden. Wie stark das Werk unter Friedrich von Bodelschwingh wächst, zeigt sich an folgenden Zahlen: 1873, ein Jahr nach dem Antritt Bodelschwinghs, hat „Bethel“, wie es nun offiziell heißt, 100 Kranke; im Jahr 1900 sind es 1625 Kranke und 143 Häuser, denen Bodelschwingh biblische Namen gibt.

Es kann geradezu der Eindruck entstehen, dass, so wie das Werk wächst, so auch die Aufgaben, die es anzupacken gilt. Im Seitental des Teutoburger Waldes gewinnt gerade in der Gemeinschaft aus Kranken und Gesunden das Reich Gottes in aller auch sichtbaren Gebrochenheit sichtbar Gestalt, vor allem in den Gottesdiensten in der Zionskirche.

Lediglich fünf Jahre nach Gründung des Diakonenhauses Nazareth „steigt“ Friedrich von Bodelschwingh 1881 in die Nichtsesshaftenhilfe auf Anregung des Frankfurter Pfarrers Gustav Schlosser ein mit der Gründung

eines „Verein[s] zur Unterstützung arbeitslustiger, arbeitsloser Männer“ und pachtet bei Bielefeld in der Senne drei Höfe mit insgesamt 500 Morgen Land. Wilhelmsdorf wird diese erste deutsche Arbeiterkolonie genannt, in die bereits im Sommer 1882 die ersten Wanderarmen einziehen. Weitere Arbeitskolonien folgen in späteren Jahren: die Moorkolonie Freistadt bei Sulingen im Jahr 1900 und Hoffnungstal-Lobetel bei Berlin. Bodelschwingh setzt sich seit den frühen 1880er-Jahren für die Verbesserung des Loses der Wanderarmen ein. Es ist die zweite große Aufgabe, die Friedrich von Bodelschwingh angeht. Sein Konzept ist: „Arbeit statt Almosen“. Wer keine Arbeit hat und als Bettler herumzieht, soll Hilfe finden, wenn er denn arbeitet und dem Teufel Alkohol absagt, da dieser stark am Elend der Wanderarmen beteiligt ist. Zu dieser neuen Aufgabe findet Friedrich von Bodelschwingh durch ein ihn beeindruckendes Erlebnis mit einem arbeitslosen Wandergesellen, das ihm schlagartig die Notwendigkeit zu helfen vor Augen führt. Er selbst hat darüber, wenn auch eventuell stilisiert, berichtet, wiewohl die Geschichte wahr ist. Ein arbeitsloser Wandergeselle hat vorübergehend in Bethel eine Beschäftigung gefunden. Er bittet Bodelschwingh darum, doch bleiben zu dürfen. Als Bodelschwingh ihm dazu erklärt, Bethel sei lediglich für Fallsüchtige, antwortet der Wandergeselle, er sei doch auch fallsüchtig. Da geht Bodelschwingh auf, neben an Körper und Seele Gefährdeten gibt es Menschen, die aufgrund der wirtschaftlichen Lage gefallen sind. Deshalb wird Bodelschwingh auch für diese tätig. Seine „Brüder von der Landstraße“ können in der Arbeiterkolonie bleiben, bis sie genügend zusammengespart haben, um außerhalb der Kolonie auf eigenen Beinen stehen zu können. Bodelschwingh hofft freilich, in der Zeit in der Kolonie gelangten sie zum rettenden Glauben an Jesus. Auch hier wird deutlich, dass es Bodelschwingh letztlich immer um das Seligwerden geht. Bodelschwingh erreicht, dass die Arbeitskolonien – bereits 1883 entstehen neue – einen Verein bilden. Im selben Jahr empfiehlt er dezentrale Hilfeleistungen gegen die Epilepsie, worauf er allerdings wenig Echo erhält.

Ergänzt werden die Arbeiterkolonien durch den 1886 gegründeten Deutschen Herbergsverein, der Bodelschwingh zum Vorsitzenden wählt. 1892 beruft der von Bodelschwingh angeregte Gesamtverband deutscher Verpflegungsstationen ihn zum ersten Vorsitzenden. Ziel dieser beiden Organisationen ist, die wandernden Arbeitslosen zu betreuen und sie damit vom Wirtshausbesuch abzuhalten, wo sie nicht allein durch Alkohol gefährdet werden, sondern auch von der Sozialdemokratie. Wenn man bedenkt, dass die Sozialdemokratie zu der Zeit eine antikirchliche und antichristliche atheistische Partei ist, so kann man die Sorge Bodelschwinghs gut nachvollziehen und ist diese mehr als ein unbegründeter antisozialdemokratischer Affekt.

Wie sehr Wohl und vor allem Heil der „Brüder von der Landstraße“ Bodelschwingh am Herzen liegen, das zeigt sich daran, dass er 1905 im Alter

von über 70 die Arbeiterkolonie Hoffnungstal-Lobetal¹ vor den Toren Berlins gründet. Seit 1903 ist er Abgeordneter im preußischen Landtag. Und das vor allem deshalb, um Einfluss auf die Gesetzgebung zugunsten der Wanderarmen nehmen zu können. Am 8. Mai 1907 – Bodelschwingh ist da bereits über 75 Jahre alt – bittet er seine Mitabgeordneten darum, seine erst kurz zuvor gegründete Arbeiterkolonie Hoffnungstal-Lobetal zu besichtigen. Sie sollen sich von dem großen Nutzen in sozialer und ethischer Hinsicht überzeugen. Und dann für das von Bodelschwingh eingebrachte Wanderarbeitsstättengesetz stimmen. Wie sich zeigen wird, stimmen die Abgeordneten mit großer Mehrheit dafür, wenn auch nur für eine Kompromisslösung. In seiner Rede stellt Bodelschwingh die Zusammengehörigkeit von Barmherzigkeit und Zucht heraus: „Wir dürfen keine Barmherzigkeit üben ohne Zucht.“ „In den Berliner Asylen sind starke Bengels, die wollen nichts arbeiten, wollen nur gut essen und betteln. Diese Zucht üben wir kräftig in Hoffnungstal.“ Er erwähnt die „große soziale Bedeutung“ davon: „Namentlich der Schnaps bekommt einen tödlichen Stoß. Es gibt keine Leute mehr, die gezwungen werden, in der Winterzeit auf der Landstraße herumzuliegen: Krüppel, Lahme und Alte, denen niemand Arbeit gibt und die dort unbarmherzig mit Schnaps zu Tode gepflegt werden.“ Für den Besuch der Abgeordneten in Hoffnungstal und vor allem für die Zustimmung zu seinem Gesetzentwurf wirbt er mit dem Hinweis darauf, sie träfen in Hoffnungstal „eine ganze Anzahl glücklicher Menschen“ an, die er, allein aufgrund deren Wunsches: „Ja, ich weiß, ich bin besoffen, aber ich will los vom Schnaps!“ aus dem Obdachlosenasyll in Berlin herausgeholt habe.

Wie viele Abgeordnete am Folgetag, dem 9. Mai 1907, Hoffnungstal besuchen, ist nicht bekannt. Doch am 29. Juni 1907 wird mit großer Mehrheit das Preußische Wanderarbeitsstättengesetz verabschiedet. Darin wird die Einrichtung von Arbeitsstätten für die Wanderarmen in den preußischen Provinzen geregelt.

Ist dies auch nicht wenig, Bodelschwingh genügt dieses nicht. Denn er strebt eine reichsgesetzliche Regelung für die Wanderarmen an. Um eine breite Zustimmung dafür zu erhalten, sucht er gar das Gespräch mit dem Sozialdemokraten August Bebel (1840-1913), wiewohl er diesen gegenüber doch keineswegs wohlgesonnen ist, was ihm auch Kritik einbringt. Ob der alternde Bodelschwingh damit einen Kurs einschlägt, der auf einen Wohlfahrtsstaat hinausliefere, da ihm klar geworden sei, dass er mit noch so vielen privaten Spenden und noch so energischen privaten Initiativen das große Elend, das ihm alle Tage begegnet, nicht beseitigen könne, wie dies der Historiker Hartmut

¹ Lobetal hat 1990 Aufmerksamkeit erlangt, als Pfarrer Uwe Holmer Erich und Margot Honecker für einige Zeit in sein Pfarrhaus aufnahm, da sie ansonsten niemand haben wollte. Das war ein Zeichen von Nächsten-, ja Feindesliebe, da die Honeckers der Familie Holmer viel geschadet haben. So durfte keines der zahlreichen Kinder der Eheleute Holmer trotz guter Zeugnissenoten studieren. Vgl. dazu etwa factum 9/2019, S. 12-17.

Lehmann annimmt, ist hingegen infrage zu stellen. Vielmehr ist anzunehmen, dass Friedrich von Bodelschwingh als bibelbewandeter Theologe und Mann der Diakonie nur allzu gut weiß, dass das Elend mit zum Wesen dieser Welt gehört und ihm nur punktuell begegnet werden kann, es sich aber keineswegs gänzlich beseitigen lässt. Bodelschwingh geht es, daran sei erinnert, immer zuerst um das Heil, wobei für das Wohl dann noch durchaus genug abfällt. Wer um das Heil besorgt ist, dem ist das Wohl nicht vollkommen gleichgültig. Ein Zugehen auf die Sozialdemokratie ist beim alten Bodelschwingh keinesfalls da. Er will vielmehr den Sozialdemokraten zeigen, wie mit karitativer Arbeit mehr für Notleidende zu erreichen ist als durch sozialdemokratische Ideen. Das ist gegen die Sozialdemokratie gerichtet, die Bodelschwingh wesentlich für den Unglauben verantwortlich macht. Ihr will er somit weiter das Wasser abgraben. Auch wenn Friedrich von Bodelschwingh sich durchaus der politischen Dimension seines diakonischen Handelns bewusst ist und seine guten Beziehungen zu den Hohenzollern nutzt, um dieses zu unterstützen und den Effekt zu verstärken und die Hohenzollern auch für eine aktive christlich-soziale Politik zu gewinnen, so lehnt er dennoch die in Kreisen des preußischen Konservatismus in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. durch Friedrich Julius Stahl (1802-1861) vertretene Idee eines „christlichen Staates“ ab. Das Ideal eines christlichen Staates verfolgt er nicht. Demzufolge kann sich Bodelschwingh auch nicht mit Adolf Stöckers (1835-1909) Idee einer christlichen Partei anfreunden. Bodelschwingh weiß nämlich um die eschatologische Grenze aller Wohlfahrtsbemühungen. Ihm ist bewusst, Menschen bauen nie das Reich Gottes, sondern sind nur Wegbereiter für den wiederkommenden Herrn. Deshalb ist auch der Ansicht zu widersprechen, die etwa Theodor Heuss vertritt, dass mit Bodelschwinghs Einsatz im preußischen Parlament, in welches er sich 1903 im Alter von 72 Jahren wählen lässt, für die „Wanderarbeitslosen“, was dann im „Wanderarbeitsstättengesetz“ eine Kompromisslösung findet, deutlich werde, welche Absicht ihn längst davor antreibt: Er „wurde zum Sozialreformer“ (Theodor Heuss), wenn auch in Antithese zur Sozialdemokratie. Doch so versteht Bodelschwingh seinen Auftrag nicht. Er ist und bleibt immer der um das Heil besorgte Mann der Diakonie, der nicht mehr sein will als Wegbereiter für den kommenden Herrn. Gehorsam seinem Herrn, wirkt er an denen auf der Schattenseite des Lebens: zu deren Heil und, ohne dass sich dies davon trennen ließe, zu deren Wohl.

Neben der nachgehenden Fürsorge, die im Engagement für verwahrloste Landstreicher, seinen „Brüdern von der Landstraße“, ihren Niederschlag findet, tritt bei Bodelschwingh auch die vorbeugende Hilfe. Die Gefallenen, die er dann wieder aufrichten muss, sollen erst gar nicht unter die Räder kommen. Sie sollen auch nicht den von Bodelschwingh so abgrundtief abgelehnten gottlosen Ideen der Sozialdemokratie zufallen. Bereits 1885, nur wenige Jahre nach Gründung der ersten Arbeiterkolonien, will Friedrich von Bodelschwingh ein

weiteres sozial-diakonisches Werk verwirklichen. Ihm schwebt der Bau von guten und zugleich preiswerten Wohnungen für Arbeiter vor. Bodelschwingh möchte so Wohnungsnot und Wohnungselend vornehmlich in den Industriestädten begegnen. Deshalb gründet er eine „Arbeiterbaugenossenschaft“ in der Überzeugung: „Die Gewährung des eigenen Herdes auf eigener Scholle ist das wirksamste Mittel, unserem Arbeiterstand aufzuhelfen.“ Mit diesem vorweggenommenen „sozialen Wohnungsbau“ verfolgt Bodelschwingh auch das Ziel, dem atheistischen Sozialismus und der Sozialdemokratie entgegenzuwirken und so zudem den Thron der Hohenzollern zu sichern. Denn wenn der Arbeiter mit seiner Familie das eigene Haus mit Garten habe, dann sei er nicht mehr so empfänglich für die gottlosen Lehren des Sozialismus, sodass dieser sich zu Tode laufe und auch nicht mehr die Monarchie gefährde. Man mag hier die Stimme des frommen Aristokraten vernehmen.

Zwar ist es Bodelschwingh gelungen, zu Beginn der 1880er-Jahre für seine Kolonie Wilhelmsdorf seinen einstigen Berliner Spielkameraden und späteren Kaiser Friedrich III. als Protektor zu gewinnen, aber für den Bau der Arbeiterwohnungen haben die Hohenzollern zunächst wenigstens kein Interesse. Weshalb der liberale Kronprinz nicht auf Bodelschwinghs Anliegen eingeht, darüber mag spekuliert werden. Eventuell aus rein politischem Kalkül. Er will demnach verhindern, dass die Christlich-Sozialen um Adolf Stoecker, die innerhalb kurzer Zeit beträchtlichen Einfluss gewonnen haben, diesen noch verstärken können, da Bodelschwingh und Stoecker in Beziehung zueinander stehen. Daraufhin wendet sich Bodelschwingh 1885 an Otto von Bismarck (1815-1898), wiewohl er auch diesen nicht überzeugt mit der Vorstellung, wenn der Arbeiter zu einem eigenen Haus kommen könne, änderten sich auch die sozialen Verhältnisse, da er dann zu sparen beginne und für die Zukunft plane. Aus dem sittlich verkommnen und politisch unzuverlässigen Fabrikarbeiter werde rasch „ein fleißiger, auch steuerzahlender Staatsbürger“, dem „alle Umsturzedanken fernliegen“. Bismarck ist anderer Ansicht. Wenn Arbeiter in der Nähe der Fabrik Grund und Boden haben, so Bismarck, beherrschen sie bald den lokalen Arbeitsmarkt. Von der Politik erhält Bodelschwingh also keine Unterstützung, wiewohl er – der Theologe – mit diesem Vorhaben als der Weiterblickende als die damaligen Politiker erscheinen mag. Dennoch unternimmt Bodelschwingh immer wieder den Versuch, den Wohnungsbau für (Fabrik)Arbeiter voranzubringen. Auf der Jahrestagung des Vereins für Sozialpolitik spricht er 1886 über: „Die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten“ und auf dem 25. Kongress für Innere Mission 1888 geht er der Frage nach: „Was kann die freie christliche Liebestätigkeit zur Abhilfe des Wohnungselendes in den großen Städten thun?“, und 1890 auf dem Ersten Evangelisch-sozialen Kongress macht er sich für „Mehr Luft, mehr Licht und eine ausreichend große eigene Scholle für den Arbeiterstand“ stark. 1894 übernimmt Kaiserin Auguste Viktoria die Schirmherrschaft über den

Deutschen Verein Arbeiterheim. Doch da hat Friedrich von Bodelschwingh bereits mehr als 40 Häuser für Arbeiter bei Bielefeld errichtet. Mag auch im Rückblick das Engagement Bodelschwinghs für den heutzutage so genannten „sozialen Wohnungsbau“ zu Recht als weitblickend erscheinen, so ist gerade der Bau von Arbeiterwohnungen der Teil seines Werkes, bei dem er am wenigsten Unterstützung findet und eben dadurch am wenigsten erreicht. Indes wird Jahre später sein Sohn Gustav von Bodelschwingh (1872-1944) als westfälischer Landpfarrer die wegweisende Idee seines Vaters aufgreifen: für jede Familie ein eigenes Haus, errichtet weitgehend in Eigenarbeit, wenn freilich auch nur in dem kleinen Rahmen, den er als einfacher Gemeindepfarrer hat.

Friedrich von Bodelschwingh, der politisch Konservative, hat die Erkenntnis, dass ohne umfassende staatliche Maßnahmen Hilfe unzureichend bleibt. Deshalb spricht er sich für „barmherzige Gesetze“ aus. Bereits seine Vorschläge zur Gestaltung von Volksfesten (Sedanstag) zeigt dies an. Nicht weniger ist dies sein Einsatz für ganze Gruppen. Das wird deutlich in seinem Heft „Hausfreund“, das er jahrelang betreut, in seinen Eingaben an einflussreiche Personen, in seiner Freundschaft zu Adolf Stoecker, von dem er sich dann aber auch wieder deutlich unterscheidet und abgrenzt, sowie einer beträchtlichen Anzahl von Reden. Doch Friedrich von Bodelschwingh bleibt immer eigenständig, übernimmt nicht einfach gängige (konservative) Positionen, sodass dem politisch konservativen Aristokraten gar, wenn auch zu Unrecht, vorgeworfen wird, „die Redensarten der Sozialdemokraten täuschend ähnlich nachzuzahlen“.

Den Grundsatz der Barmherzigkeit auf Bodelschwinghs Gesamtwerk angewandt, heißt, es ist eine Pädagogik mehr des Evangeliums als des Gesetzes, wiewohl dieses freilich nicht ausfällt, werden doch auch Leistungen abgefordert, sodass der pädagogische Gebrauch des Gesetzes durchaus vorhanden ist. Es ist die unbändige Hoffnung Bodelschwinghs für jedermann, die seine Pädagogik prägt. Zwang allein bessert den Menschen noch nicht, sondern kann ihn gar verhärten, weshalb Bodelschwingh geradezu überspitzt sagen kann: „Zwang richtet Zorn an, aber Freiwilligkeit macht fröhliche Leute.“

Das ist schon beachtlich, was Bodelschwingh, freilich immer gedrängt von der Liebe Christi (2. Korinther 5,14), zur Verwirklichung bringt. Es ist indes noch nicht alles. Seine Vorhaben gehen auch über den Betheler Bereich hinaus und sind weiter gesteckt als die Aufgaben der Inneren Mission.

So tritt Friedrich von Bodelschwingh 1890 in den Vorstand der 1886 gegründeten „Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika“ ein. Es ist wohl nicht die Kolonialeuphorie jener Zeit, die bei Bodelschwingh für diesen Schritt eine Rolle spielt, sondern vielmehr seine Überzeugung, dass so viele Menschen wie nur möglich die rettende Botschaft von Christus hören sollen. Bodelschwingh weiß, dass Innere und Äußere Mission zusammengehören. Einen Gegensatz zwischen Innerer und Äußerer Mission gibt es für

ihn von daher nicht. Weil er um die Zusammengehörigkeit weiß, integriert er diesen Missionszweig in sein Werk. Damit ist es nicht einmal verwunderlich, sondern geradezu konsequent, dass 1906 die Leitung der Ostafrikamission von Berlin nach Bethel verlegt wird. Friedrich von Bodelschwingh kann sogar äussern: „Das eigentliche Herzblatt unserer Arbeit ist die Heidenmission.“ In der Kolonie Deutsch-Ostafrika (heutiges Tansania) setzt er sich in Lutindi für den Aufbau eines kleinen Bethels ein mit Anstalten für Epileptiker und geistig Behinderte. Damit will er zum Ausdruck bringen, wie alle, die nah und fern für das Reich Gottes arbeiten, zusammengehören. Diese Zusammengehörigkeit will er stärken.

Mit der herrschenden Theologie ist Friedrich von Bodelschwingh seit langem nicht einverstanden. Als Theologe, der aus der westfälischen Erweckung herkommt, kann er einem damals herrschenden optimistischen Kulturprotestantismus nichts abgewinnen. Friedrich von Bodelschwingh sieht zu Recht, dass er, um diesem zu begegnen, bei der Theologenausbildung ansetzen muss. Deshalb gründet er 1890 ein Kandidatenkonvikt. Damit will er das Interesse junger Theologen für Fragen der Diakonie wecken und stärken. In diesem Kandidatenkonvikt soll „[...] eine praktische Ausbildung für den Dienst am Wort [...] durch Liebesdienst an Kranken und Elenden [...], vor allem aber durch gemeinsames regelmäßiges Lesen der Heiligen Schrift“ erfolgen. Im Dienst mit der „blauen Schürze“ will Friedrich von Bodelschwingh künftige Pfarrer zurüsten. Seit 1898 führt er mit Unterstützung der beiden seinerzeit bedeutenden Theologieprofessoren Hermann Cremer (1834-1903, Greifswald) und Adolf Schlatter (1852-1938, Tübingen) regelmäßige „Theologische Wochen“ in Bethel durch. Ein paar Jahre später, 1905, beginnt Friedrich von Bodelschwingh die „Theologische Schule“ zur Ausbildung von Theologen. Wie sehr für Bodelschwingh der diakonische Dienst und die theologische Ausbildung zusammengehören, zeigt sich an seiner Überzeugung, die Kranken seien die besten Professoren. Kurz gefasst: Die Ausbildung soll praxisbezogen sein. Der Einfluss dieser Ausbildungsstätte auf heranwachsende Pfarrergenerationen ist nicht zu unterschätzen. An ihr haben beispielsweise Theodor Schlatter, der Sohn von Adolf Schlatter und spätere Ludwigsburger Prälat, sowie Gottlob Schrenk (1879-1965), Sohn des bekannten Evangelisten Elias Schrenk (1831-1913), des späteren Berner Neutestamentlers, gewirkt. Doch im Laufe der Jahre ist die Theologische Schule Bethels, gegründet gegen den theologischen Liberalismus, selbst liberal geworden.

Dazu kommen noch einige kleinere Betätigungen Bodelschwinghs, die lediglich in Auswahl genannt seien. Von Bethel aus sorgt er dafür, dass seine in Paris begonnene kirchliche Arbeit weitergeführt wird. Im österreichischen Bad Gastein wandelt er eine Gaststätte in eine Pflegestätte für Veteranen der Kriege von 1854, 1866 und 1870/71 um. In den beiden letzteren Kriegen ist Bodelschwingh ja selbst Feldgeistlicher gewesen, die Einrichtung dieser Pflegestätte

betrachtet Bodelschwingh geradezu als Dankeschuld, denen geschuldet, die in den Einigungskriegen ihr Leben eingesetzt haben. Den verfolgten christlichen Armeniern hilft er 1896 spontan; drei Jahre später in Afrika den Buren. Es gibt in den Jahren 1880 bis 1910 kaum etwas im christlich-karitativen Bereich, an dem Bodelschwingh nicht beteiligt ist. Deshalb ist er in vielen Organisationen, Vereinen und Ausschüssen. Dazu kommen die zahllosen Schriften, die von Bethel aus in alle Welt hinausgehen, um für Bethel zu werben. Bodelschwingh will damit die weltweite Reich-Gottes-Arbeit vorantreiben, wohlwissend, dass Gott es ist, der sein Reich baut, wofür Christen allerdings bitten können, wie sie dies ihr Herr im Vaterunser lehrt (Matthäus 6,10).

Was die Finanzierung anlangt, so „wurde er selber der genialste Bettler, den Deutschland wohl je gesehen hat“ (Theodor Heuss). Doch Bodelschwingh geht es nie um das Geld allein. Vielmehr sollen die Geber sich mit Bethel identifizieren und für dieses Werk Fürbitte tun. Spenden heißen „Liebesgaben“. Dazu zählen auch die Unmengen gebrauchter Briefmarken, die Altkleider und die Metalle, die nicht allein Kranken und Behinderten sinnvolle Arbeit bieten, sondern womit auch Geld erwirtschaftet wird. Die Öffentlichkeitsarbeit hat den Namen „Dankort“ und dessen Mitarbeiter tragen die Bezeichnung „Sendboten“. Durch „Dankort“ und „Pfennigverein“ entsteht eine große, über ganze Teile der Welt mit Bethel verbundene Gemeinde. Schließlich ist ja Bodelschwinghs eigentliche Absicht, das missionarisch-diakonische Engagement zu wecken, was ihm durchaus gelingt, wodurch auch, was kaum beachtet wird, in europäischen und sogar außereuropäischen Ländern dem Beispiel Bethels folgend, diakonische Einrichtungen entstehen.

VI. „Vater Bodelschwingh“ – ein „(evangelischer) Heiliger“?!

Am 2. April 1910 geht, nachdem er bereits 1909 einen Schlaganfall erleidet, nach einem erneuten Schlaganfall, „Vater Bodelschwingh“ einen knappen Monat nach seinem 79. Geburtstag heim. Seine Ehefrau Ida ist ihm bereits 1894 in die Ewigkeit vorangegangen. Auf seinem Grabstein steht, was Friedrich von Bodelschwinghs Lebenseinstellung war und worüber er bei seiner Ordination 50 Jahre zuvor in Paris gepredigt hat: „Weil uns denn Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde“ (1. Korinther 4,1). Als „Vater“ haben ihn die, die es mit ihm zu tun hatten, empfunden, seien sie nun Kranke gewesen oder Gesunde, die für die Pflege der Kranken da waren. Achtung und Autorität hat er in Bethel und weit darüber hinaus gehabt.

In der Literatur wird er als „ganzer Mann“, „treuer Diener seines Volkes“, „evangelischer Franziskus“, „Großer im Reich der Liebe“, „General der Bettler“, als „ein Prophet echter wahrer Christenliebe in unseren Tagen“ bezeichnet oder auch, um noch einmal Theodor Heuss zu zitieren, als „der genialste Bettler, den Deutschland je gesehen hat“ (in seinen 1951 veröffentlichten „Deutschen Gestalten“). Es verwundert nicht einmal, dass angesichts des Le-

benswerks dieses Mannes anlässlich seines Heimgangs Nachrufe auch in liberalen, sozialistischen und katholisch orientierten Zeitungen erscheinen. Solche Achtung wird ihm selbst von solchen, deren „Parteigänger“ er zu Lebzeiten nie war, entgegengebracht.

Anlässlich Bodelschwings 100. (1931), 125. (1956) und 150. Geburtstag (1981) und an dessen Todestag 1950 (40.), 1960 (50.), 1970 (60.), 1980 (70.) und 2010 (100.) erscheinen Gedenkartikel. In diesen Beiträgen werden Leistung und Verdienste des langjährigen Leiters von Bethel gewürdigt. Über Friedrich von Bodelschwingh werden wohl Anekdoten erzählt, vielleicht sogar Legenden, bestimmt aber stilisierte Berichte, die jedoch im Kern wahr sind. Elly Heuss-Knapp meint, in früheren Jahrhunderten hätte man Bodelschwingh „einen Heiligen genannt“ (in: Der Pfarrerspiegel, hg. v. Siegbert Stehmann, Berlin 1940, S. 439). Der amerikanische Historiker William O. Shanahan schreibt, „als vielleicht der einzige“ unter den Männern und Frauen der evangelisch-sozialen Bewegung, besser wohl: der Diakonie-Bewegung und Inneren Mission des 19. und 20. Jahrhunderts, habe Bodelschwingh „einen Schimmer von Heiligkeit an sich“ gehabt (in seinem 1962 erschienenen Werk: „Der deutsche Protestantismus vor der sozialen Frage. 1815-1871“, S. 439), und Gisbert Kranz bezeichnet, ähnlich wie Elly Heuss-Knapp, Bodelschwingh als „evangelischen Heiligen“ (in: Begegnung 24, 1969, Nr. 2).

Legt man die neutestamentlich abgedeckte Sicht zugrunde, wonach derjenige, der getauft ist und an Jesus glaubt, ein Heiliger ist, dann ist Friedrich von Bodelschwingh freilich ein solcher. Doch wenn Elly Heuss-Knapp und Gisbert Kranz von Bodelschwingh als von „einem Heiligen“ sprechen oder ihn als einen „evangelischen Heiligen“ bezeichnen oder wenn ihm William O. Shanahan „einen Schimmer von Heiligkeit“ zuspricht, so meinen sie ja damit mehr. Es geht dabei um einen herausgehobenen Christen, der zum Vorbild für andere werden soll, ganz im Sinne des Bekenntnisses von Augsburg, wonach „man der Heiligen gedenken soll, auf daß wir unsern Glauben stärken, so wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren, auch wie ihnen durch Glauben geholfen ist; dazu, daß man Exempel nehme von ihren guten Werken, ein jeder nach seinem Beruf“ (CA XXI, Vom Dienst der Heiligen, BSLK, 8. Aufl. Göttingen 1979, S. 83b). In diesem evangelischen Sinne kann Friedrich von Bodelschwingh dann zu Recht als „Heiliger“ bezeichnet werden, freilich nicht als solcher, dessen Leistungen für unsere Seligkeit von Gott etwas auszurichten vermögen, da auch „Heilige“ nie mehr als von Gott begnadete Sünder sind, sondern lediglich als Beispiel, dem wir mit unseren Fähigkeiten und Möglichkeiten nacheifern sollen.

VII. Beurteilung und bleibende Bedeutung des demütigen „Patriarchen von Bethel“

Ein „Heiliger“ im evangelischen Sinne, aber, wie Theodor Heuss meint, „bei aller menschlichen Güte kein bequemer Zeitgenosse, er wollte es auch nicht

sein, ein unablässiger Dränger, der schroff sein konnte in dem unbedingten und rücksichtslosen Freimut seines Auftretens“; das sei Friedrich von Bodelschwingh gewesen. Kurt Pergande, der den bewegenden Band „Der Einsame von Bethel. Vater Bodelschwingh und die Geschichte seines Werkes“ (Stuttgart 1953, 5. Aufl. 1962) verfasst hat, nennt „seine Zurückhaltung, seine Bescheidenheit und Demut“ (S. 10). Doch das schließt sich nicht aus. Theodor Heuss beschreibt in Übereinstimmung mit so manchem Zeitgenossen Friedrich von Bodelschwinghs diesen, dass „der Eindruck seines Äußeren [...] vielen unvergesslich geblieben [ist]: der schwere, leicht gebückte Mann mit der wunderbaren hohen Stirn und dem durchfurchten Gesicht“; er sah aus „wie ein alter Seemann, der viel von der Welt geschaut. Eine feste Energie prägte sich in dem kantigen Kopf. Die Augen aber blickten in einer ruhigen Kraft.“ Das ist „Vater Bodelschwingh“, wie diese väterliche Persönlichkeit voll Liebe und Respekt von so vielen genannt wird. Dabei lehnt dieser Christuszeuge und Wohltäter der Menschheit, der zudem ein Original ist, stets einen „Personenkult“ ab. Dafür ist er viel zu bescheiden. Jegliche Eitelkeit liegt ihm fern. Er strahlt Güte aus.

Einige Erlebnisse sind es, die Friedrich von Bodelschwingh zu dem formen, zu dem er dann wird. Da ist zum einen die Revolution von 1848, die dem gerade 17-Jährigen zeigt, wie brüchig die weltliche Ordnung ist. Nur wenige Jahre später geht sein Vater heim. Bodelschwinghs Gottvertrauen ist gefragt. Und dieses hat er schon damals. Nicht übergangen werden dürfen die Jahre seines Studiums in Basel, Erlangen und Berlin. In diese Zeit fallen ja auch seine Besuche bei Werken der Inneren Mission und die Begegnungen mit geradezu legendären Persönlichkeiten der Inneren wie der Äußeren Mission, etwa Christian Friedrich Spittler und Joseph Josenhans in Basel, Johann Christoph Blumhardt in Bad Boll und Wilhelm Löhe in Neuendettelsau. Da geht Friedrich von Bodelschwingh auf, wie Gottes Reich sich ausbreitet durch solche Dienste. Er erlebt in seinen Jahren als Auslandspfarrer in Paris große Armut und himmelschreiendes Elend; einen wenn auch nur leichten Vorgesmack hat er davon bereits durch verwahrloste und verelendete Arbeiter während seiner Zeit als Gutsverwalter in Hinterpommern bekommen. Und schließlich ist an das „Sterben der vier seligen Kinder“ während seines Pfarrdienstes in Dellwig zu erinnern, als der Tod zu Beginn des Jahres 1869 diese innerhalb von zwei Wochen hinwegrafft.

Mag dieses Erleben Friedrich von Bodelschwinghs auch, wie Hartmut Lehmann meint, sich zu „einem einfachen und klaren Weltbild zusammen [gefügt]“ haben, so braucht dieses ja noch lange nicht schon falsch zu sein. Zutreffend ist doch, dass Arme und Reiche (gemeinsam) auf dem Weg zum nahenden Reich Gottes sind, heißt es doch beim Apostel Paulus: „Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen“ (Römer 13,13). Beide haben diese Hoffnung, die unabhängig von den jeweiligen sozialen Unterschieden ist.

Bodelschwingh kritisiert nicht nur den sündigen Lebenswandel der Armen, sondern nicht weniger den der Reichen, deren Aufgabe es ist, sich der Not der Armen anzunehmen. Um 1870/71 – Bodelschwingh ist noch Pfarrer in Dellwig und Feldgeistlicher – ist er der Ansicht, die sozialen und moralischen Probleme, welche für Bodelschwingh letztlich in mangelndem Glauben liegen, würden durch eine nationale Einigung, getragen von christlicher Erweckung, auch zu mehr sozialer Gerechtigkeit führen. Diese Überlegung Bodelschwinghs ist wohl richtig, aber die Hoffnung Bodelschwinghs erfüllt sich so nicht. Für Bodelschwingh ist soziale Not in erster Linie durch Mangel an Frömmigkeit und Sittlichkeit verursacht. Das gilt für den Einzelnen wie für das Volksganze, weshalb ihm nicht allein an der Seelsorge, sondern auch an christlichen Volksschulen und Volksschulen liegt, um den geistlichen und dadurch den sittlichen „Grundwasserspiegel“ zu heben.

In Bethel wirkt Friedrich von Bodelschwingh trotz aller persönlichen Bescheidenheit und Demut durch sein beständiges Vorwärtsdrängen wie ein „Patriarch“. Doch wer wollte, ja wer konnte ihm denn widersprechen? Wer ihm das Wasser reichen? Angesichts seiner Leistung und seines Gottvertrauens doch wohl keiner. Solches Ansinnen wäre geradezu vermessen. Bodelschwinghs Mitgefühl scheint grenzenlos. Aufgrund seiner durch den Glauben gewirkten Empathie hilft er, wo immer Not am Mann ist, weshalb ja, wie bereits deutlich geworden ist, zu Bethel noch so manches dazukommt, gibt es doch zwischen 1880 und 1910 fast nichts im diakonisch-missionarischen Bereich, an welchem Bodelschwingh nicht in irgendeiner Form beteiligt ist.

Zu der starken, durch den Glauben gewirkten Empathie kommt bei ihm das unabhängige Urteil, welches „Patriarchen“ eigen sein mag. Ein stürmischer Neuerer, der Bisheriges einfach ungeprüft abschaffen will, wie dies so manche der letzten Jahrzehnte wollten, ist Bodelschwingh nicht. Bewährtes führt er durchaus fort, wie sich an seiner Arbeit in Bethel zeigt. Doch von ihm als richtig und notwendig Erkanntes führt er dann aus, ohne sich vom Ziel abbringen zu lassen, und sei dies nur in kleinen Schritten möglich. Sein beharrlicher Einsatz für die Wanderarmen trotz aller Rückschläge und der Bau für Arbeiterwohnungen zeigen dies auf. Geirrt hat Bodelschwingh denn auch selten.

Bodelschwingh gelangt indes im Laufe der Zeit zur Überzeugung, dass fromme Christen durch ihre Hilfsbereitschaft die Not der Armen zu lindern vermögen, der Staat den Armen gegenüber aber auch eine Verpflichtung habe, der er sich keinesfalls entziehen dürfe. Nicht umsonst steht er in Kontakt mit den Hohenzollern und lässt sich mit über 70 in den preußischen Landtag wählen. Deshalb ist, so Bodelschwingh, zum einen „auf dem Wege der Liebe und des Erbarmens“ und zum andern „aber auch auf dem Wege weiser Gesetzgebung das Los der Armen, Kranken und des kleinen Mannes [zu] verbessern“. Deshalb ruft er seine Mitchristen zu Taten der Nächstenliebe auf, damit sie

dadurch ihr Christsein zeigten. Doch er erinnert auch den Staat an seine Pflicht an den in Not geratenen Staatsbürgern.

Neben dem fast grenzenlosen missionarisch-diakonischen Engagement zeichnet Friedrich von Bodelschwingh auch eine eindeutige Parteinahme für die Konservativen und später auch für die Christlich-Sozialen um Adolf Stoecker aus. Bei ihnen, wie bei den herrschenden Hohenzollern, sieht er seine Anliegen am besten vertreten. Für einen Aristokraten, der zudem seit Kindertagen über gute Kontakte zu den Hohenzollern verfügt, mag diese Option nicht einmal überraschen, so wenig wie die bereits mehrfach erwähnte Ablehnung der Liberalen und Sozialisten. Hartmut Lehmann meint wohl, bei dieser Ablehnung sei Bodelschwingh voller Vorurteile und Klischees gewesen. Doch stellt sich die Frage, ob dem tatsächlich so ist. Als überzeugtem Christen, der zudem aus der westfälischen Erweckung kommt, ist Bodelschwingh freilich die tiefe Verschiedenheit und damit die Geschiedenheit von christlichem Glauben und Liberalismus und erst recht von Sozialismus bekannt. Für ihn können Christen nicht Sozialisten sein. Religiöse Sozialisten, die es später gibt, sind für ihn sicher undenkbar. Christlicher Glaube und Sozialismus sind nicht harmonisierbar; sie schließen sich gegenseitig aus und sind ein Widerspruch in sich.

Es mag sein, dass Bodelschwingh das Kaiserhaus zu positiv und damit nicht richtig einschätzt. Wilhelm I. habe in sozialpolitischer Hinsicht wenig bewegt, Friedrich III., der einstige Spielkamerad Bodelschwinghs, sei bei den Liberalen anzusiedeln und Wilhelm II. sei politisch sprunghaft gewesen, was Bodelschwingh aber entgangen sei, so Hartmut Lehmann. Doch daraus und aus der erwähnten Ablehnung von Liberalismus und Sozialismus und damit auch der Sozialdemokratie und dem Umstand, dass Bodelschwingh nicht bewusst auf diese zugegangen sei, mangelnde politische Weitsicht abzuleiten, wie dies Hartmut Lehmann tut, dürfte nicht zutreffen. Friedrich von Bodelschwingh sieht darin den christlichen Glauben bedroht. Eine Nähe zu diesen hätte wohl das Aufblühen Bethels verhindert und damit wäre diese „Stadt der Barmherzigkeit“ und „Stadt des Erbarmens“ nie entstanden, denn Barmherzigkeit und Erbarmen kennen Liberalismus und Sozialismus nicht. Um ihre Mitmenschen in der Nähe und in der Ferne besorgte Christenmenschen haben im Positiven weitaus mehr bewegt als Liberale und Sozialisten. Überzeugte Christen hinterließen und hinterlassen eine Segensspur, überzeugte Sozialisten hingegen eine Blutspur, wie die Geschichte zeigt. Bodelschwinghs Nähe zu den Konservativen ist, unter politischem Blickwinkel betrachtet, geradezu die Voraussetzung für den Aufbau der Bodelschwinghschen Anstalten.

Was bleibt? Mehr als die Anerkennung dessen, dass Friedrich von Bodelschwingh aus allerkleinsten Anfängen innerhalb von knapp vier Jahrzehnten das größte diakonische Werk der Welt aufgebaut hat. Überzeugend und vorbildlich, aber nicht zu kopieren, sind sein lauterer Wesen und sein reiner Cha-

rakter, dem Taktieren und Schielen auf Erfolg fremd sind und der wohl deshalb Erfolge vorweisen kann, weil er als gehorsamer Diener Christi nicht auf Anerkennung und Erfolg schielt, sondern geistgewirkte Frucht sucht. Als Pastor der Zionskirche wird er zum Anwalt der Notleidenden in Deutschland und aller Welt. Nach seinem Abscheiden geht das Werk an seinen Sohn Friedrich über und im Sinne des Vaters weiter – und wächst weiter.

B. Ein Sohn: Pastor Fritz (1877-1946)

I. Frühe Jahre

Am 4. August wird Friedrich von Bodelschwingh als jüngster Sohn der Eheleute Friedrich und Ida von Bodelschwingh in Bethel geboren. Vier Kinder haben die Eheleute 1869 verloren, vier werden ihnen danach geschenkt, drei Söhne: Wilhelm, Gustav und Friedrich, und die Tochter Frieda. Friedrich wächst in der Gemeinschaft epileptischer Kinder auf. Als eine „helle Kindheit“ beschreibt er im Rückblick sein Aufwachsen in Bethel (Friedrich von Bodelschwingh, Sohn, „Aus einer hellen Kinderzeit“). Von der Autorität seines Vaters wird er nachhaltig geprägt. Bleibende Eindrücke erhält er in Bethel durch die Gemeinschaft der Gesunden und Kranken. Er studiert Theologie von 1896 bis 1899 in Bonn, Basel, Tübingen und Greifswald. Dadurch erhält er Verbindung zu Hermann Cremer und vor allem zu Adolf Schlatter, mit dem ihn bis zu dessen Abscheiden 1938 eine enge Freundschaft verbindet. Seine zarte körperliche Konstitution und vor allem seine wissenschaftliche Begabung und Neigung legen die akademische Laufbahn nahe, wozu ihm Adolf Schlatter auch rät. Doch er ist, abgesehen von seinen Studienjahren und seinem Kirchendienst 1903 als Pastor an Reinoldi in Dortmund, immer in Bethel. So wächst er als Assistent seines Vaters in den Dienst hinein. Es ist eine gewaltige Lebensaufgabe, die Nachfolge von „Vater Bodelschwingh“ anzutreten.

II. Betheler Jahre

Nachdem der Vater am 2. April 1910 die Augen in dieser Welt für immer geschlossen hat, übernimmt Friedrich von Bodelschwingh im Alter von 33 Jahren die Leitung der Anstalt und wird diese für 35 Jahre haben. Genauer muss man sagen: Er übernimmt die drei „Korporationen“ Bethel, Sarepta und Nazareth, die 1921 im Anstaltsbund von Bethel, Sarepta und Nazareth mit Bethel-Mission und Theologischer Schule zusammengefasst werden. Freilich, es ist nicht leicht, das Erbe eines solchen Vaters zu übernehmen. Doch wächst er in die ihm gestellte Aufgabe hinein. Die wenigen ruhigen Jahre vor dem Ersten Weltkrieg ermöglichen es ihm, seinen eigenen Stil zu finden. Wohl ist er dem Vater kongenial. Doch versucht er nie, ihn nachzuahmen, weil er darum weiß, dass dies nicht gelingen kann – „der Vater ist es eben doch nicht“ –, und wird

ihm dennoch im Lauf der Jahre immer ähnlicher. Als Prediger, Seelsorger und Vermittler zwischen verschiedenen Positionen vermag er sich Achtung zu verschaffen. Im Unterschied zum Vater, der als gütiger „Patriarch“ die Geschicke Bethels leitete, nimmt der Sohn die Leitung mehr kollegial wahr und richtet dafür eigene Gremien ein. Er leitet, ohne zu herrschen. Dass er Führungsqualität hat, geht aus dem gewaltigen Aufschwung, welchen Bethel unter ihm erfährt, hervor. Und dennoch bewährt sich „Pastor Fritz“, wie er liebevoll genannt wird, in erster Linie in mündlicher und schriftlicher Verkündigung sowie in Begegnungen mit Menschen. All das ist mit statistischen Nachweisen freilich nicht erfassbar. Güte und Heiterkeit kennzeichnen ihn, sowie Achtung und Respekt vor jedem. Mit den Allerschwächsten verständigt er sich durch die Sprache der Gebärden. Er ist sich nicht zu schade, um sich zu ihnen herab zu begeben. Konzentration zeichnet ihn aus. Unter Zeitdruck stehend nimmt er dennoch den einzelnen wahr und leiht ihm sein Ohr: „In dieser einen Minute konnte er zuhören.“ Gleich seinem Vater ist er ein großer Erzähler. Als Prediger vermag er den schlichtesten Epileptiker und den hochgebildeten Akademiker gleichermaßen anzusprechen.

Aber es ist beachtlich, was „Pastor Fritz“ im Ausbau von Bethel zu leisten vermag. Immer wieder neue Aufgaben geht er an. Er lässt neue Pflegeheime errichten. Sie sollen eine bessere Differenzierung der Kranken ermöglichen. Zweiganstalten wie Eckardtsheim werden gebaut und ausgebaut. Die Theologische Schule wird erweitert; ebenso die Arbeit der Bethelmission, wiewohl diese nach dem Ende des Ersten Weltkrieges auch Einschränkungen zu verkraften hat; Friedrich von Bodelschwinghs d. J. älterer Bruder Gustav, der im Missionsdienst steht, muss zurückkehren und wird westfälischer Landpfarrer. Die Anstalten erfahren einen kontinuierlichen Ausbau; zusätzliche Akzente werden gesetzt. Ein breitgefächertes Schulwesen mit Aufbauschule für Jungen und Mädchengymnasium entsteht als ein „Dienst an der gesunden Jugend“. Erwachsenenbildung, vornehmlich für Landwirte, wird in der Heimvolkshochschule Lindhorst betrieben. Ab 1928 geschieht die Umschulung junger Arbeitsloser im Sigmarshof und in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit richtet „Pastor Fritz“ 1931 einen „freiwilligen Arbeitsdienst“ ein. Nach dem Ersten Weltkrieg geht es um die Fürsorge für Deutsche in der Fremdenlegion. Bodelschwinghs Einsatz gilt den Auswanderern nach Südamerika und den Russlandflüchtlingen. Mit Nachdruck wird die Betreuung der Nichtsesshaften betrieben.

Die Arbeitstherapie, bei welcher bereits sein Vater bahnbrechend war, wird „nach noch heute modernen Gesichtspunkten weitergeführt“ (Gerhard Ruhbach 1992, ELThG, I, S. 289). Gerade die Verbindung von Medizin und Theologie zeigt dies an. Durch die Arbeitstherapie wird der Kranke von einem Objekt der Pflege zu einem Mitarbeiter im Reich Gottes. Das hat auch bereits „Vater Bodelschwingh“ gewollt. Die medizinische Forschung besonders bei

Epileptikern wird vorangetrieben. Bethel wird führende Forschungsstätte für die Behandlung der Epilepsie. Die ärztliche Arbeit allgemein wird ausgebaut. Ganz neu blüht die Schriftenmission auf.

Das Werk wächst und ist riesig. Freilich stagniert der Aufbau während der beiden Weltkriege. Dass es damit leicht zu einem großen „Sozialbetrieb“ werden kann, dessen ist sich Friedrich von Bodelschwingh d. J. durchaus bewusst. Doch er weiß der „Entartung“ zum „Großbetrieb“ dadurch zu wehren, indem die barmherzige Liebe zu den Elendesten Mittelpunkt der ganzen Gemeinde ist. Bethel versteht sich denn auch, obschon sie als große Kranken- und Behindertenstation erscheinen mag, weitaus mehr als das – als Gemeinde Jesu Christi.

III. Nationalsozialistische Schreckensherrschaft und Zweiter Weltkrieg

Friedrich von Bodelschwingh d. J. erscheint als der geeignete Repräsentant des bekenntnisgebundenen Protestantismus. Deshalb wählen ihn Repräsentanten der Landeskirchen am 27. Mai 1933 zum Reichsbischof der Deutschen evangelischen Kirche. Dieser sieht sich jedoch in seiner bescheidenen Art eher als Reichs-Diakon. Bodelschwingh Einstellung zeigt sich an seiner Aussage: „Seinen Inhalt soll das Amt bekommen durch seinen Willen, der nicht herrschen, sondern dienen möchte in der demütigen Nachfolge.“ Durch die Einsetzung des Juristen und Nationalsozialisten August Jäger durch die Nationalsozialisten zum Staatskommissar für die preußische Landeskirche wird der Druck auf Friedrich von Bodelschwingh dermaßen groß, dass er sich gezwungen sieht, bereits nach 27 Tagen das Amt zur Verfügung zu stellen und Hitlers Vertrautem, dem Königsberger Militärpfarrer Ludwig Müller, zu weichen. Aber Bodelschwingh bleibt der heimliche Bischof der Kirche, bei dem viele um Rat nachfragen. Bodelschwinghs Platz im „Kampf um die innerlich freie Kirche des Evangeliums“ nach 1933 ist in der „Bekennenden Kirche“, wobei er sich im beginnenden Kirchenkampf zurückhält, wohl vor allem deshalb, um Bethel nicht unnötig zu gefährden. Innerhalb der Bekennenden Kirche wird er mehr als Mahner und Vermittler der einzelnen Flügel wahrgenommen. Er bleibt auch während des weiteren Kirchenkampfes im Hintergrund, stellt aber Bethel immer wieder für Gremien der Bekennenden Kirche zu Verfügung. Er arbeitet als Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft der missionarischen und diakonischen Werke der DEK“ mit, in welchem sich die Evangelische Kirche in Deutschland vorab bildet, welche dann nach Kriegsende der württembergische Landesbischof Theophil Wurm (1868-1953) vorantreibt und deren erster Ratsvorsitzender wird.

Die reservierte Haltung Bodelschwingh im Kirchenkampf weicht indes, als gleichzeitig mit Beginn des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 die Aktion „Gnadentod“ von Hitler angeordnet wird und Bodelschwingh da-

durch zu Recht das Leben der Kranken bedroht weiß. Pastor Paul Braune, der Anstaltsleiter von Lobetal, reicht in Berlin seine Protestdenkschrift ein. Die grünen Meldescheine, welche die Nationalsozialisten nach Bethel schicken, damit diejenigen darauf registriert werden, die nach der nationalsozialistischen Ideologie eine „Last und nicht ein Nutzen sind“, werden auf Anweisung Bodelschwings nicht ausgefüllt. „Nur über meine Leiche bekommen die Nationalsozialisten einen unserer Kranken heraus“ – mit diesen mutigen Worten stellt sich Bodelschwingh d. J. den nationalsozialistischen Staatskommissaren entgegen und weigert sich in zähen Verhandlungen, Kranke aus Bethel abholen zu lassen. Durch seinen Widerstand rettet er nicht allein Kranke in Bethel, sondern erreicht zusammen mit Pastor Paul Braune (Lobetal), Landesbischof Theophil Wurm (Württemberg), dem katholischen Münsteraner Bischof Graf Clemens August von Galen (1878-1946) und anderen, dass die begonnene Ausmerzung sogenannten unwerten Lebens, euphemistisch als „Euthanasie“ bezeichnet, abgebrochen wird.

In der Zeit des Kirchenkampfes entsteht 1938 das Passionslied „Nun gehören unsre Herzen ganz dem Mann von Golgatha“ (EG 93, im EKG war es nicht enthalten). Dieses auch heute in der christlichen Gemeinde noch beliebte und gern gesungene Lied schreibt Pastor Fritz zu einem Karfreitagsgottesdienst. Gesunde und Kranke singen es in der Zionskirche auf die Melodie des Liedes „Herz und Herz vereint zusammen“ (EG 251, EKG 217) des Nikolaus Graf von Zinzendorf (1700-1760) mit einer Melodie aus dem 17. Jahrhundert. Die heutige Melodie für dieses Lied ist von 1949 und stammt von dem aus Cleebrown (Württemberg) kommenden Pfarrersohn Richard Lörcher (1907-1970), der eine Bläserausbildung bei Johannes Kuhlo (1856-1941), dem „Posaunengeneral“ und langjährigen Vorsteher des Diakonenhauses Nazareth, machte, ab 1932 als Betheler Diakon in Steinhagen bei Bielefeld und von 1946 bis zu seinem frühen Heimgang 1970 Posaunenwart beim CVJM-Westbund war.

IV. „Pastor Fritz“ kurze Wirksamkeit nach dem Zweiten Weltkrieg und sein Heimgang

In den Kriegsjahren 1943 bis 1945 fallen Bomben auf Bethel und zerstören nicht allein einige Häuser, sondern auch Menschenleben. Auch das Diakonissenhaus Sarepta wird stark beschädigt. Bodelschwingh, der seit 1933 nur noch eine halbe Lunge hat, ist gesundheitlich geschwächt. Doch außer für den Wiederaufbau Bethels setzt er seine abnehmenden Kräfte für die Einigung der Kirche bei der Konferenz von Treysa am 31. August 1945 ein, sowie für einen ersten „Suchdienst“ und für die Versorgung von Vertriebenen. Seine letzte öffentliche Handlung ist die Predigt in der Christvesper 1945: „Der Herr der Welt der tausend Traurigkeiten, er will uns alle trösten“. Am 4. Januar 1946 geht Friedrich von Bodelschwingh d. J. als todkranker Mann mitten im

Wiederaufbau des noch schwer kriegsgeschädigten Bethels heim. Auf seinem Grab liegt auch ein Kranz der britischen Rheinarmee mit der Aufschrift: „In liebendem und ehrendem Gedenken an einen großen Heiligen Gottes“. Seine Betheler Aufgaben übernehmen, da Friedrich von Bodelschwingh d. J. keine Kinder hinterließ, Pastor Rudolf Hardt (+1959) und Bodelschwings Neffe, der Sohn seines ältesten Bruders Wilhelm, der ebenfalls Friedrich heißt, gemeinsam, nachdem die „Abholung geschah“, wie sich Bodelschwings Frau Julia, geborene von Ledeburg, ausdrückte, mit der er seit 1911 verheiratet war. In der Leitung der von Bodelschwingschen Anstalten folgen dann die Pastoren Alex Funke (1968-1979) und ab 1979 Johannes Busch.

C. Ein anderer Sohn: Gustav von Bodelschwingh (1872-1944) – Missionar und Landpfarrer

Am 3. November 1872 wird den Eheleuten Friedrich und Ida von Bodelschwingh als zweiter Sohn der zweiten vier Kinder Gustav geboren. Die Familie hat Dellwig, wo zu Beginn des Jahres 1869 die vier ersten Kinder heimgegangen sind, bereits verlassen und Friedrich von Bodelschwingh hat seine Aufgabe an der 1867 gegründeten „Rheinisch-Westfälischen Anstalt für Epileptische“ und am 1869 gegründeten Diakonissenhaus Sarepta begonnen und wird in den folgenden knapp vier Jahrzehnten aus diesen kleinen Anfängen „Bethel“, eine ganze „Stadt der Barmherzigkeit“, aufbauen.

Den ersten Schulunterricht lässt „Vater Bodelschwingh“ seinem Sohn Gustav von einem Anfallskranken erteilen. Gustav erlebt die Tätigkeit des Vaters bis ins Detail. „Die Versenkung in die Schrift mit anderen und für andere erhält ihn frisch in dem Gedränge der äußeren Arbeit.“ Sein Vater wünscht: „Gebt ihm die Leitung der Mission.“ Doch das Ende des Ersten Weltkriegs bedeutet auch das Ende seiner Tätigkeit als Missionar in Ostafrika. Deshalb kommt er nach Westfalen zurück. Er wird Landpfarrer in Dünne bei Bünde, das in nicht allzu weiter Ferne von Bethel liegt. Und er wird zum Biografen seines Vaters. Seine 1922 erschienene, nur über den Pfennigverein zu beziehende umfangreiche Biografie: „Friedrich v. Bodelschwingh. Ein Lebensbild“, die in den Folgejahren viele Auflagen erfährt, zählt zum Bedeutendsten, was über „Vater Bodelschwingh“ verfasst wird.

Als Landpfarrer greift er ein Anliegen seines Vaters auf, mit welchem dieser bei all seinen Vorhaben den geringsten Erfolg hatte: Für jede Familie ein eigenes Haus. Dieses soll nach der Vorstellung Gustav von Bodelschwings weitgehend in Eigenarbeit erbaut sein. Dabei kommen ihm Erfahrungen aus seiner Zeit in der Mission zugute. Aus seinen afrikanischen Erfahrungen bringt er eine Lehmbauweise mit, welche er hiesigen Verhältnissen anpasst. Er gründet den „Verein Heimstätte“ und eine „Siedlerschule“. Im 72. Lebensjahr geht Gustav von Bodelschwingh am 26. Februar 1944 heim.

D. Bethel nach „Vater Bodelschwingh“ und „Pastor Fritz“

Nachdem im Zweiten Weltkrieg mehrere Häuser mit etwa 1.100 Betten durch Bomben zerstört wurden, muss nach dem Krieg eine intensive Aufbauarbeit beginnen. „Pastor Fritz“ kann diese, bereits schwer krank, nur noch zu Anfang betreuen. Diese ist jedoch unter den Nachfolgern in der Leitung des Werkes gut vorangekommen. Das Werk ist weiter gewachsen und tut dies bis zur Gegenwart. Viel Gutes wird dort bewirkt. Ob noch der Geist der Bodelschwinghs herrscht, wird durchaus in Zweifel gezogen. Zu bedenken ist dabei, dass 1969 mit Friedrich von Bodelschwingh, dem Enkel des ersten Leiters, „Vater Bodelschwingh“, der letzte Bodelschwingh das Werk verließ. Die Erweckten des Minden-Ravensberger Landes und auch darüber hinaus, die teils als Diakonissen, die zwischenzeitlich ganz allgemein am „Aussterben“ sind, und als Diakone in und für Bethel tätig wurden, gibt es so nicht mehr. Das Diakonissenhaus „Sarepta“ und das Diakonenhaus „Nazareth“ haben schon bald nach ihrer Gründung eigene Krankenpflegeschulen aufgebaut. Ob sich geistlich gleichwertiger Ersatz eingefunden hat, mag infrage gestellt werden. Im Gegensatz zu Bodelschwingh Vater und Sohn mag inzwischen längst das Wohl vor dem Heil rangieren.

Abschließend seien einige Neugründungen nach dem Zweiten Weltkrieg genannt und sei auf die zahlenmäßige Entwicklung des Werks eingegangen.²

Die 1906 aus der bis dahin in Berlin ansässigen „Evangelische[n] Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika“ hervorgegangene „Bethelmission“ schließt sich 1970 mit der Rheinischen Mission zur „Vereinigten Evangelischen Mission“ (VEM) zusammen. 1963 entsteht die Mamre-Schule für epileptische Kinder; zu Beginn der 1990er-Jahre hat sie 180 Schüler in 18 Klassen bei 40 Lehrern, worunter auch Teilzeitbeschäftigte sind. Die heutige Evangelische Fachhochschule Bochum wird 1964 als Heilpädagogisches Institut zur diakonischen Spezialausbildung gegründet. 1967/68 wird die Zweiganstalt Homborn bei Hagen vornehmlich für Epileptiker eingerichtet. Und 1970 wird mit der Patmoschule eine Sonderschule für geistig Schwerstbehinderte mit etwa 40 Schülern in vier Gruppen mit zehn Lehrkräften aufgebaut.

Zu Beginn der 1990er-Jahre werden in Betheler Anstalten circa 8.700 Menschen, davon circa 2.000 epileptische und 900 psychiatrisch Kranke, 350 geistig Behinderte, 800 Nichtsesshafte, 250 in der Jugendhilfe Versorgte, 1.100 akut Kranke, 600 Senioren, 2.000 Schülerinnen und Schüler, 450 Studenten und Studentinnen betreut. Bethel hat etwa 5.800 Bettenplätze. Zur Korporation Nazareth gehören zu Beginn der 1990er-Jahre 712 Diakoninnen und Diakone (davon 527 aktiv, 185 im Ruhestand, außerdem 159 Diakonenschülerinnen und

² Leider stehen mir keine neuen Angaben zur Verfügung, sondern lediglich die von Gerhard *Ruhbach* in LThG, I, S. 240f. von 1992 genannten. Die beeindruckende Größe des Werks dürfte sich aber leicht auch aus diesen veralteten Angaben ersehen lassen.

-schüler). Zur Korporation Sarepta zählen ebenfalls zu Beginn der 1990er-Jahre 725 Diakonissen (davon 150 aktiv, 575 im Feierabend), 320 Ravensberger Schwestern (davon 167 aktiv, 153 im Ruhestand), etwa 100 Schülerinnen. Die Gesamtzahl der in den von Bodelschwingschen Anstalten tätigen Mitarbeiter beträgt Anfang der 1990er-Jahre etwa 9.230 (inclusive der Teilzeitbeschäftigten; davon gehören 443 zu Nazareth und Sarepta); von ihnen arbeiten rund 7.200 in Bethel selbst, unter ihnen etwa 40 Theologen, 270 Ärzte, 200 Lehrerinnen und Lehrer. Hinzu kommen die Lobetal-Hoffnungstaler Anstalten bei Berlin mit Anfang der 1990er-Jahre 1.134 betreuten Menschen (100 epileptisch Kranke, 642 geistig Behinderte, 392 Senioren), also 1.134 Bettplätze und 764 Mitarbeiter.

Beeindruckend liest sich das. Und wenn die von Bodelschwingschen Anstalten mit all ihren Arbeitsgebieten und Außenstellen auch nicht mehr den Geist von „Vater Bodelschwingh“ und „Pastor Fritz“ atmen sollten, so geht dennoch reichlich Segen von ihnen aus, da so gelegte Segensströme nicht so einfach versiegen und diese Segensspuren vom Wind der Geschichte nicht einfach zugeweht werden.

Johannes Junker:

Gesangbücher aus der Geschichte der SELK – Ein Schmuckgesangbuch aus Breslau (4) –

1926 erschien bei den Lutheranern in Preußen „Das Gesangbuch für die Evangelisch-Lutherische Kirche“ als „Schmuckgesangbuch“ mit 8 ganzseitigen Zeichnungen von Rudolph Schäfer (1878-1961), dem Titelblatt und 7 Blättern zum Anfang der Rubriken. Kirchenrat D. Dr. Gottfried Nagel in Breslau veröffentlichte dazu in Fortsetzungen im „Kirchenblatt für evangelisch-lutherische Gemeinden in Preußen“ 1926 einen bemerkenswerten Text (S. 146-149; 164-167; 197-199; 242-245), den wir hier erstmals zusammen mit den verkleinerten Bildern des Künstlers zur Kenntnis geben:

Aus der Welt des Gesangbuches.

Nun ist sie da, die so lang erwartete neue Auflage unsres Gesangbuches, deren schönster Schmuck die feinen Bilder von Rudolf Schäfer sind ... Auf die acht Bilder möchte ich den Blick lenken und ein wenig einzuführen versuchen in die weite Welt des Gesangbuches, aus der diese Bilder ihr Bestes genommen und in deren tiefe Schönheit sie wiederum hinweisen wollen ...

I.

Gesangbuch für die ev.-luth. Kirche – so heißt es auf dem ersten, dem Titelblatt. Aber nun sieh dir diese Buchstaben und ihr Gefüge an, dazu das Rankenwerk verschlungener Linienführung, das sie umgibt und verbindet. Nicht kahl und kalt, nicht starr und stolz stehen diese Buchstaben da, wie sie es sonst tun in unsern gedruckten Büchern, so als ginge einer den andern nichts an, sondern das ganze Gefüge wirkt schon auf den nachdenklichen Beschauer wie ein vieltimmiger Vorgesang, in dem die Buchstaben die Melodie führen. Um sie aber her spielen begleitende und verbindende Stimmen. In schier unerschöpflicher Fülle scheinen sie hervorzuströmen; denn all dies klingende und singende Gerank hat weder Anfang noch Ende. Nirgends kann man eine Stelle finden, an der diese Linien anheben, nirgends eine, an der sie ihr Endziel finden. Wie aus Ewigkeiten stammend und



in Ewigkeiten mündend, mutet dies alles an. Das Ganze aber ist aufgebaut auf einem Grundakkord, auf dem Lamm und dem Lutherwappen. Verstehst du den Sinn? Das Lamm, das erwürget ward und wieder lebendig wurde, ist Christus. Ohne ihn wäre keine christliche Kirche, die ihre Lieder singen könnte. Wie in tausend lebensvollen Klängen strahlt es von dem Lamme aus. Das tiefste Verständnis aber des Evangeliums, dieses Hohenliedes vom Lamme Gottes, hat Luther der Kirche gebracht. Darum weiß die lutherische Kirche wie keine andere zu singen und zu sagen:

Was Gott an uns gewendet hat
Und seine süße Wundertat,
Gar teu'r hat er's erworben.

Von da her stammen die Lieder dieses lutherischen Gesangbuches. Ihre Wurzeln liegen in der Ewigkeit. Durch diese Erdenzeiten hin ziehen ihre Klänge und füllen die Herzen der Menschenkinder mit tausend Wonnen. Aber sie rasten nicht in dieser Zeit. Nein, sie wandern weiter und sie weisen höher. Längst sind sie auf den Lippen der selig Vollendeten immer wieder hinübergezogen in die Ewigkeit. Und wenn diese arme Zeit ihre Tore schließen wird, dann werden sie herrlicher denn je zuvor erklingen, wenn die Vollendeten droben mit Harfen in ihren Händen anstimmen werden das Lied des Lammes:

Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen
Kraft und Reichtum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob.

II.

Welch ein unendlicher Ernst liegt über der Heilandsgestalt, die Rudolf Schäfer an das Tor des ersten Abschnittes im Gesangbuch stellt: Auf die Festzeiten des Kirchenjahres. Wer dieser Gestalt ins Angesicht sieht, dem ist, als hörte er, wie das Passionslied seine Stimme aufhebt:

So gehst du nun, mein Jesus, hin,
Den Tod für mich zu leiden.

Darum säumen auch rechts und links Dornenranken seinen Weg. Und doch sollen alle Festzeiten des Kirchenjahres in dieser Heilandsgestalt ihren verbindenden Mittelpunkt finden, auch Weihnachten, von dem die Krippe mit dem Stern darüber erzählt, und Ostern, von dem das offene Grab mit der Ostersonne darüber zeugt, und Pfingsten, auf das die sieben Flammen, das Sinnbild des an Gaben reichen Heiligen Geistes (vgl. Offb. Joh, 4, 5), hinweisen.

Es ist in der Tat so: Alle Festzeiten des Kirchenjahres wollen an ihrem Teil dazu helfen, dass das Heilandswort wahr werden möchte, das Rudolf Schäfer über dies Bild gesetzt hat: Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem.

Die Adventszeit ruft uns zu:

Auf, auf, ihr Reichsgenossen,
Der König kommt heran!

Die Weihnachtszeit bittet:



Ei, so kommt und laßt uns laufen,
 Stellt euch ein, groß und klein,
 Kommt in großen Haufen!
 Die Passionszeit mahnt:
 Seele, mach dich heilig auf,
 Jesum zu begleiten
 Gen Jerusalem hinauf,
 Tritt im an die Seiten.
 Zu Ostern jubeln wir:
 Er bringt uns an die Pforten,
 Die in den Himmel führt.
 Am Himmelfahrtstag beten wir:
 Zeuch uns nach dir, Herr Christ, und führ
 Uns deine Himmelstege,
 Wir irr'n sonst leicht und sind verschleicht
 Vom rechten Lebenswege.

Und Pfingsten rufen wir zu dem Heiligen Geist:

Du wertest Licht, gib uns deinen Schein,
 Lehr uns Jesum Christ kennen allein
 Dass wir an ihm bleiben, dem treuen Heiland,
 Der uns bracht hat zum rechten Vaterland.

Durch diese ganze festreiche Hälfte des Kirchenjahres hin ist es der heilige Ernst des vor uns hergehenden Heilandes, der uns mahnt: Wir gehen hinauf gen Jerusalem, und zugleich der tiefe Trost, der uns Kraft dazu schenkt: Ihr geht nicht allein, nein, wir gehen hinauf:

... ich geh voran
 Ich steh euch an der Seite,
 Ich kämpfe selbst, ich brech die Bahn,
 Bin alles in dem Streite.

Wer das zu Herzen nimmt, der muss zwar auch durch Dornen hin seine Straße ziehen, aber durch alle Dornen hindurch lockt und tröstet die Aussicht:

Hinauf gen Jerusalem!

III.

Stutzt man nicht unwillkürlich, wenn man das dritte Bild aufschlägt? Von der Kirche und ihren Gnadenmitteln – so lautet die Überschrift des zweiten Hauptabschnittes in dem Gesangbuch. Und wie stellt Rudolf Schäfer das dar? Er zeichnet ein Schiff, in dem eine große steinerne Kirche steht. So etwas gibt es doch gar nicht, ist man fast versucht einzuwenden. Ganz richtig, Menschen können so etwas nicht machen. Aber die Kirche ist auch nicht etwas, was Menschen ins Leben gerufen hätten, etwa eine Art Vereinsgründung



oder ähnliches. Nein, die christliche Kirche ist eine Schöpfung Gottes, ein Wunderwerk des himmlischen Baumeisters. Gerade das bringt diese Zeichnung sehr schön zum Ausdruck.

Aber muss solch eine Kirche nicht umfallen? Sie hat doch keinen Halt, wenn der Sturm kommt und die Wellen aufwühlt und das Schiff auf und nieder wirft. Freilich, so sieht es aus, und so denken tausend kluge Leute von der Kirche. Was hat sie denn für einen Halt? Auf's Wort ist sie gegründet, auf's Wort allein. Ist denn nicht aber das Wort flüchtig wie eine Welle, die zerfließt und nimmer standhält? Ist nicht das Wort, dieser Hauch des Mundes, vergänglicher als alles andre in der Welt? In Wahrheit ist es gerade umgekehrt. Alles, was

sonst in der Welt ist, vergeht, selbst die Bauwerke, die auf fester Erde, ja auf Felsengrund wie für die Ewigkeit errichtet zu sein scheinen, werden einst zerbrechen, wenn auch die Berge wanken und fallen und der Himmel Kräfte sich bewegen werden. Aber des HERRN Wort bleibt in Ewigkeit.

Gottes Wort ist das Festeste, was es gibt. Der HERR hält und erhält selbst seine Kirche. Wir aber sollen ihn darum bitten. Darum klingt aus diesem Abschnitt des Gesangbuches der Vers hervor:

Erhalt', was du gebauet
 Und durch dein Blut erkauf't,
 Was du dir hast vertrauet,
 Die Kirch', auf die anlauff
 Der grimm'ge Sturm des Drachen.
 Sei doch ihr Schutz und Wall,
 Dass, ob die Welt will krachen,
 Sie nimmermehr verfall'.

Das sieht man dem Bilde an, dass die Kirche durch schwere Unwetter fährt. Noch steht am Horizont finsternes Gewölk, aber das Wetter ist vorüber, der Regenbogen spannt seine Friedensbrücke über die Wasser. Die Wellen legen sich, ruhig ist der Gang des Schiffes. Fest und sieghaft steht auf dem Turm das Kreuz.

Ganz deutlich ist die Erinnerung an Noahs Arche. Die Sintflut verläuft sich. Die Taube mit dem Ölblatt im Schnabel fliegt herbei. So ist die Kirche; ein Rettungsschiff, das durch die Sintflut unserer Welt fährt. In der heiligen Taufe nimmt uns der gnädige Gott hinein in das Schiff. Der Heilige Geist ist der Steuermann. Ihm gilt es „aus ganzer Macht vertrauen“, von ihm sich willig

führen lassen durch Sonnenschein und Sturm. Ein Schiff besteigen ist immer eine Tat des Vertrauens, und eine Schifffahrt ist eine Hochschule des Vertrauens. Doppelt ist das der Fall bei dem Schiff des Heiligen Geistes, bei dem Schiff der christlichen Kirche. Wer unterwegs aussteigt, weil er kein Vertrauen mehr hat, weil er den Weisungen des Steuerannes nicht folgen will, kommt nicht ans Ziel. Wer aber festhält am Vertrauen, den erquicket der Schiffsherr mit den Gnadenmitteln der Kirche, mit Wort und Sakrament, die in den oberen Ecken des Bildes angedeutet sind. Damit stärkt er zugleich das Vertrauen, den Glauben; denn wer diese Gnadenmittel gebraucht, darf in steigendem Maße erfahren, was zwischen Wort und Sakrament oben auf dem Bilde zu lesen ist: Was er zusagt, das hält er gewiß.

Die Kirche im Schiff – ist's nicht weiter auch ein Hinweis darauf, dass die Kirche Gottes nicht an einen bestimmten Ort gefesselt ist? Sie ist losgebundene Kraft. Das weite Meer der ganzen Welt ist ihr Feld. Die Ferne bis hinaus zu allen Völkern ist ihr Missionsziel. Wie fein ist damit Rudolf Schäfer dem gerecht geworden, dass gleich die ersten Lieder dieses Abschnittes im Gesangbuch die Missionslieder sind. Sieht die Missionsgemeinde dies Schiff, dann wacht in ihrem Herzen der Wunsch auf:

„O möcht' es bald in alle Lande geh'n!“

Aber freilich, zuletzt ist das Ziel dieses Schiffes das Gestade der seligen Ewigkeit. Das ist die stille, starke Freude derer, die im Schiff sind. Ob die Fahrt lang währt, ob Sturm und Wetter immer aufs Neue wieder sich erheben, sie bitten getrost und mit aller Zuversicht:

Erhalt in Sturm und Wellen
Dein Häuflein, lass doch nicht
Uns Wind und Wetter fällen,
Steur selbst dein Schiff und richt
Den Lauf, dass wir erreichen
Die Anfurt nach der Zeit,
Hilf uns die Segel streichen
In sel'ger Ewigkeit!

IV.

Es ist wohl der Mühe wert, einmal, ehe man das vierte Bild aufschlägt, zu überlegen, wie man das darstellen sollte, was der nun folgende Abschnitt des Gesangbuches enthält unter der Überschrift: Nach der Gnadenordnung. Da stehen die Lieder „Von Gesetz, Buße und Bekehrung“, „von Evangelium, Glaube und Rechtfertigung“, „vom gottseligen Wandel“ und die „Jesuslieder“. Erst wenn man darüber ein wenig nachgedacht hat, ermisst man, was allein schon für eine Gedankenarbeit dahintersteckt, solche Bilder zu ersinnen, wie sie Rudolf Schäfer dann entworfen hat. Diesmal stellt er einen Wanderer dar, der einen Berg hinansteigt. Und man muss gestehen: Vortrefflich hat er damit in der Tat die Aufgabe gelöst.



Wie oft hat Rom dem Luthertum den Vorwurf gemacht, sein Christentum sei ein bequemes Ausruhen auf der Gnade Gottes. Nein, sagt Rudolf Schäfer, und die ganze lutherische Kirche der Welt steht auf seiner Seite, wenn er entgegnet: Lutherisches Christentum ist Bergsteigen.

Sieh dir diesen Mann an. Das ist einer, der etwas durchgemacht hat. Wie von durchlittenem Leid – so spricht es aus seinen Gesichtszügen. Wie sein Weg aus der Tiefe heraufführt, aus den Niederungen, über denen die Nebel lagern, so ist es, als ob auf seinem Antlitz noch etwas wie ein Nachklang von der angstvollen Bitte läge:

Aus tiefer Not schrei ich zu dir,
 HErr Gott, erhör mein Rufen!

Und doch, die Angst ist überwunden. Der Mann, der so fest und zuversichtlich nach oben blickt, trägt in seinem Herzen die Melodie:

Es ist das Heil uns kommen her
 Von Gnad' und lauter Güte.

Darum hat Schäfer auch zu seinen Häupten, von frohen Gewinden umrankt, die Inschrift gesetzt: Es ist in keinem andern Heil.

Wohl ist der Weg steil; denn

Es kostet viel ein Christ zu sein –
 aber auch an dem steilen Pfad lässt Gott ihm Blumen erblühen. Wohl muss er auf seinem Rücken noch allerlei Last tragen, aber er hat einen festen Stab in seiner Hand, aufwärts geht sein getroster Blick, und über seinem Pfad leuchtet die Sonne, in deren Mitte die griechischen Anfangsbuchstaben des treuen Jesusnamens zu lesen sind.

Das heißt wandern „nach der Gnadenordnung“. Da lautet die Pilgerlosung bis ans Ende:

Mein's Herzens Kron', mein Freudensonn'
 Sollst du, Herr Jesu, bleiben!

V.

Hinauf in die Glockenstube führt uns Rudolf Schäfer, wenn er uns den Ton der Lob-, Dank- und Gebetslieder veranschaulichen will. Eine helle, mächtige Freudigkeit schallt uns aus dem weitgeöffneten Glockenmunde entgegen. Nur eine Glocke ist's. Aber die schwingt so fröhlich, und sie holt so gewaltig aus, dass man ihr fast die Sehnsucht anmerkt:



O dass ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund!

Soll sie doch auch eine Vertreterin all der vielen, aus tiefstem Herzen jubelnden Lob- und Danklieder unsers Gesangbuches sein. Und weil diese Lieder besonders an Festtagen angestimmt werden, so gibt das reiche Blumen- und Blättergewinde, das dies Glockenbild umrankt, dem Ganzen einen besonders festlichen Rahmen.

Als könnte sie nie ermüden, so sieht diese Glocke aus, auf der es liegt wie Morgenglanz der Ewigkeit. Und so soll sie aussehen; denn sie verkörpert gleichsam in sich auch die Gebetslieder, die Morgen-, die Mittags- und die Abendlieder, die keinen Tag verstummen sollen.

Ich will von deiner Güte singen,
Solange sich die Zunge regt;
Ich will dir Freudenopfer bringen,
Solange sich mein Herz bewegt.

Ist doch all unser Loben, Danken und Beten nur ein Echo von Gottes Güte, die auch alle Morgen neu ist und von der unser Bild die Überschrift trägt: Seine Güte währet ewiglich.

Kein Mensch ist auf dem Bilde zu sehen, der die Glocke in Bewegung setzt, ja nicht einmal ein Glockenstrang ist zu erblicken. Mit Recht. Nicht Menschen vermögen es, wahrhaft anbetende Lob- und Danklieder aus unserm Herzen heraufklingen zu lassen. Das vermag Gott allein. Er ist der Glöckner in der Kammer unsers Herzens. Wie in den Alpen hoch oben zwischen Schnee und Eis nahe der Schutzhütte die Rettungsglocke aufgehängt ist, die keine Menschenhand bewegt, die aber der Sturm in Schwingung versetzt und läutet, wenn er mit gewaltigen Stößen über den Berghang fährt, so bringt der heilige Geist mit seinem wunderbaren Wehen durch unser Herz hin es zuwege, dass in unserm Innern das Glockenläuten der Seele anhebt und hinaufklingt zu Gottes Thron:

Lobe den HERRN, o meine Seele,
Ich will ihn loben bis in Tod!

VI.

Eine Fülle verschiedenartigster Lieder fasst der nächste Abschnitt des Gesangbuches zusammen unter der Überschrift: „In allerlei Ständen“. Da finden sich die Lieder vom heiligen Ehestand, Lieder für Eltern und Kinder, für den Haus- und Nährstand, Wetter- und Erntelieder, Lieder fürs Vaterland und die Obrigkeit,



in allgemeinen Nöten und Reiselieder. Die rechte Grundlage für das alles sieht Rudolf Schäfer in dem christlichen Haus. Darum stellt er dieses groß und beherrschend in die Mitte des Bildes hinein, das diesen Abschnitt ziert. Wie traulich und behaglich, wie fest und fröhlich, wie sicher und geborgen steht es da in dem anheimelnden Fachwerkbau mit dem Kreuzbalken, der dem ganzen Gefüge Halt gibt und zugleich offenbar den Geist des Hauses kennzeichnen soll:

O selig Haus, wo man dich aufgenommen,

Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ!

Aber das Haus steht nicht allein. Andre Häuser schließen sich an. Kein Christenhaus soll vergessen, dass es auch für die andern mit da ist.

Über den Häusern sieht man zur Rechten den Burgturm emporragen wie ein Symbol des Standes der Obrigkeit. Zur Linken aber grüßen von ferne die Berge, als wollten sie denen winken, die ans Reisen denken.

An die Wetterlieder gemahnt auf der einen Seite die Sonne, deren Strahlen warm herniederscheinen, und auf der andern Seite die dunkle Wolke, aus deren Schoß der Regen zur Erde fällt.

Fester und schirmender aber als die Burg und leuchtender und wärmer als die Sonne steht zu Häupten des Hauses das Gotteswort: Gott der HERR ist Sonne und Schild.

Den Rahmen bildet diesmal nicht eine gewöhnliche Girlande, sondern ein Gewinde, zu dem alle Jahreszeiten das Ihrige beisteuern müssen. Da fängt es zu Füßen des Kreuzes an mit Schneeglöckchen und Weidenkätzchen. Dann folgen Tulpen und Sommerblumen, die zwischen den Gräsern und Zweigen hervorschauen. Auf der anderen Seite schließen sich in Eichenlaub und Rebenblätter eingebettet die Herbstfrüchte an, bis nach unten zu alles mündet in schneebedeckte Tannenzweige, von denen die Eiszapfen herniederhängen. Ein wundervolles Bild des Segens Gottes, der alle Stände das ganze Jahr hindurch umfängt.

Wer dies ganze, schöne Bild sinnend anschaut, dem drängt sich der Gesangbuchvers auf die Lippen:

Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
 Verricht das deine nur getreu
 Und trau des Himmels reichem Segen,
 So wird er bei dir werden neu;
 Denn welcher seine Zuversicht
 Auf Gott setzt, den verlässt er nicht.

VII.



Ist das nicht der arme Lazarus, den wir auf dem siebenten Bild erblicken? Gewiss. So etwa mag er ausgesehen haben, der Mann, von dem der Heiland im Evangelium zweierlei so ergreifend heraushebt: seine Not und sein Gottvertrauen. Seine Not; denn die Summa seines äußeren Lebens hieß: Er „hat Böses empfangen.“ Und sein Gottvertrauen; denn Jesus nennt seinen Namen Lazarus, d. h. „Gott hat geholfen.“

Genau dieselben zwei Züge hat Rudolf Schäfer bei der Zeichnung des armen Kreuzträgers auf unserm Bilde in unnachahmlich treffender Weise darzustellen verstanden. Wie vernehmlich spricht die Not aus diesem Bilde! Ein Bund Stroh ist das Lager des elend und hilflos auf der Erde Gebetteten. Die Ge-

stalt ist abgemagert, das Antlitz leiddurchfurcht. Tief liegen die Augen in den Höhlen. Auch der Hund, der zu der Geschichte vom armen Lazarus gehört, fehlt nicht. Dieser Hund ist ganz Mitleid. Sogar einen Hund jammert das Elend und die Not dieses von allen Menschen verlassenen armen Mannes.

Aber nun ist es bedeutsam, dass nichts von dem reichen Manne auf diesem Bilde zu sehen ist, nicht sein prunkvoller Palast, nicht seine üppig beladene Tafel, nicht sein sattes Gesicht. Es ist, als ob der Künstler absichtlich den Gedanken ganz fernhalten wollte, dass in der Seele des armen, kranken Mannes irgendwie Begehrlichkeit oder Neid sich eingenistet hätte. Nein, seine Augen sehen nicht hilflehend oder auch nur mitleidsuchend nach Menschen. Nur nach oben ist sein Blick gerichtet, und zwar mit einem so wundervollen Ausdruck des Vertrauens, dass man das Auge von dem Gesicht dieses Mannes gar nicht wenden mag.

Zu der uns aus dem Evangelium vertrauten Gestalt fügt der Künstler noch einen ganz neuen Zug: Er gibt dem armen Manne ein Trostbuch in die Hand. Eben hat er – das sieht man – darin gelesen und seine Seele daran erquickt; da hebt er fröhlich aus aller seiner Not heraus den Blick empor. Man mag nun unter dem Buch sich die Bibel oder das Gesangbuch vorstellen, darauf kommt hier nicht viel an. Das Wesentliche ist, dass Schäfer damit zum „Kreuz“ den „Trost“ gesellt. So passt das ganze Bild herrlich als Eingangsbild zu dem Abschnitt: Kreuz- und Trostlieder.

Nun konnte gar keine schönere Überschrift für das Bild gewählt werden als der Spruch: „Als die Traurigen, aber doch allezeit fröhlich.“ Nun versteht

jeder das Lutherwappen darüber, das mit dem Kreuz gezeichnete Herz auf den Blütenblättern der Rose:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht.

Nun kann den Rahmen dieses Bildes kein anderes Rankenwerk bilden als nur ein Gewinde von Rosen.

Wer dies Bild ansieht, soll sich fragen: Ist dein Kreuz wirklich schon so schwer wie das dieses armen Mannes? Es wird in den meisten Fällen viel, viel leichter sein. Wäre es aber wirklich so schwer, so sollten wir doch von diesem Manne uns beschämen lassen und von ihm das fröhliche und getroste Gottvertrauen lernen, das auch in den dunkelsten Tagen und Nächten noch zu singen vermag:

Darum, ob ich schon dulde
Hier Widerwärtigkeit,
Wie ich auch wohl verschulde,
Kommt doch die Ewigkeit,
Ist aller Freude voll;
Dieselb' ohn' ein'ges Ende,
Dieweil ich Christum kenne,
Mir widerfahren soll.

VIII.

Damit ist schon die Brücke geschlagen hinüber zu dem letzten Bilde. Es will die Sterbe- und Begräbnislieder einleiten, aber auch die Lieder von Auferstehung, Gericht und ewigem Leben. Von den letzten Dingen – so steht darunter.

Da führt uns Rudolf Schäfer an eine Kirchhofspforte. Der ganze, große



Ernst des Sterbenmüssens und das ganze, bittere Leid des Scheidenmüssens wird hier in unsern Seelen lebendig. Grabhügel an Grabhügel ist durch die weite, offene Pforte hier zu sehen. Mit wieviel Tränen mag auf diesem Gottesacker gesät worden sein! Rechts in der Mauernische sieht man das Stundenglas, die Sanduhr, wie sie unsere Alten brauchten, ein Sinnbild unseres still und eilend verrinnenden Lebens. Aber zur Linken ist in die Mauer das Kreuzeszeichen eingegraben, als wollte es predigen: Wem Christus das Leben, dem ist Sterben Gewinn.

Ja, das ganze Bild ist wohl ernst, aber doch zugleich unendlich friedevoll. Wohl sieht man

eine Kirchhofspforte, aber sie ist mit ihrem ganzen Gefüge und mit dem Efeu-gerank, das sie schützend und schmückend umfängt, rührend anheimelnd. Und der Weg durch sie hin und an den Gräbern entlang sieht nicht aus wie ein Weg ins finstere Tal, sondern wie ein Weg, der nach Hause führt. Er endet auch nicht an den Gräbern – das sieht man ganz deutlich –, sondern er endet in dem Gotteshaus, wo man das Wort des Lebens hören darf und wo vom Giebeltürmchen das Glöcklein so tröstlich sein Stimmlein erschallen läßt, als begrüßte es mit Frohlocken jeden müden Erdenpilger, der hier einziehen und sagen darf:

Ich hab' nun überwunden
Kreuz, Leiden, Angst und Tod.

Wer den Gesamteindruck dieses Weges auf sich wirken läßt, dem klingt aus des Herzens Tiefe herauf der Vers:

Ich wandre meine Straßen,
Die nach der Heimat führt.

Das ganze heiße Himmelsheimweh des lutherischen Christenmenschen kommt hier zu überaus plastischem Ausdruck.

Das Bild greift aber über das Friedvolle noch hoch hinaus nach dem Hoffnungsfrohen. Davon redet die sinnige Inschrift am Torbogen der Friedhofspforte: „Ich harre dein.“ Kaum irgendwo wird man diese fein gewählte Schriftstelle aus dem 25. Psalm (V. 21) über einem Kirchhofstor finden. Und doch bezeichnet sie ebenso schön die Hoffnung aller im Glauben Entschlafenen, die man durch solch eine Pforte trägt, wie die Zuversicht christlicher Leidtragenden, die hinter dem Sarge einhergehen. Von der Hoffnung redet auch der Abendstern, der so verheißungsvoll aus der sich herniedersenkenden Dämmerung hervorstrahlt. Und von der Hoffnung singt die Amsel, die von der Spitze des ersten Tannenbaumes ihr frohgemutes Lied hinüberziehen läßt über all die Gräber des Friedhofes und hinausziehen in die abendliche Stille.

So leuchtet über diesem letzten Bild etwas wie Osterlicht und Morgenglanz der Ewigkeit, und wer es lange ansieht, dem wacht wohl im Herzen die Sehnsucht auf nach der Heimat droben:

Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir!
Mein sehnlich Herz so groß' Verlangen hat
Und ist nicht mehr bei mir.
Weit über Berg und Tale,
Weit über blaches Feld
Schwingt es sich über alle
Und eilt aus dieser Welt.

Theologische Fach- und Fremdwörter

Agende = Buch für die gottesdienstlichen Handlungen – **Äquidistanz** = gleich großer Abstand – **Boreout** = Zustand der Unterforderung – **collegia pietatis** = Zusammenkünfte zu gemeinsamer Andacht – **Confiteor** = Schuldbekennnis – **Devotionalien** = kirchliche Andachtsgegenstände – **Diaspora** = Zerstreuung – **Dimissoriale** = Genehmigung für eine kirchliche Amtshandlung durch einen anderen Amtsträger – **Diözese** = kirchliches Amtsgebiet – **explizit** = näher erläutert – **fiducia** = Vertrauen – **Gnesiolutheraner** = Gruppe von Theologen, die in den Lehrstreitigkeiten des 16. Jahrhunderts der Lehre Luthers folgten – **Hermeneutik** = Lehre von der Auslegung eines Textes – **Heterodoxie** = von der Kirchenlehre abweichend – **in puncto** = in Bezug auf – **kanonisch** = dem kirchlichen Recht entsprechend – **Katechisation** = Einrichtung kirchlicher Unterweisung – **Katechismus** = Handbuch der Glaubensunterweisung – **konstatieren** = feststellen – **konterkarieren** = durch gegensätzliche Wirkung zunichte machen – **Konventikel** = private religiöse Zusammenkunft – **Lektor** = Person, die im Gottesdienst Texte verliest – **Liturgie** = die festgelegte Form des Gottesdienstes – **Malheur** = Missgeschick – **monokausal** = auf nur eine Ursache zurückgehend – **officina** = Werkstatt – **Parochie** = kirchliche Verwaltungseinheit eines Pfarrers – **Pastorat** = Wohnung des Pfarrers – **Plädoyer** = zusammenfassende Rede vor Gericht – **Präambel** = in gehobener Sprache abgefasste Erklärung am Anfang einer Urkunde/Textes – **Primetime** = die beste, günstigste Zeit – **Rhetorik** = Lehre von der Gestaltung der Rede – **Quidditch** = Sportart in der Zauberwelt Harry Potters – **Rubrizierung** = Einteilung in eine bestimmte Ordnung – **säkular** = weltlich, profan – **Skeptizismus** = systematisches Hinterfragen als Prinzip des Denkens – **Spiritualität** = Frömmigkeit, geistliches Leben – **Synode** = (Kirchen-)Versammlung – **verbum visibile** = sichtbares Wort – **Verobjektivierung** = Vergegenständlichung

Korrigenda

Versehentlich wurde die Rezension zu Rod Dreher, Die Benedikt-Option, in Lutherische Beiträge 1/2022, S. 62ff nicht abgedruckt, sondern durch einen anderen Text ersetzt. Dies bitten wir zu entschuldigen. Die angekündigte Rezension wird in einer der nächsten Ausgaben erscheinen.

Anschriften der Autoren dieses Heftes, soweit sie nicht im Impressum genannt sind.

Missionsdirektor i.R., D.D., D.D.
Johannes Junker

Greifswaldstr. 2 B
38124 Braunschweig

Prof. Dr.
Robert Kolb

Concordia Seminary
801 Seminary Place
St. Louis, 110 63105 USA

Walter Rominger

Mehlbaumstraße 148
72458 Albstadt

Sakramente sind äußerliche Zeichen und Zeremonien, von Christus selbst eingesetzt, in welchen Gott einem jedem in besonderer Weise die verheißene Gnade und Seligkeit reicht und gibt, so uns Christus erworben hat.

Joachim Mörlin

Geplante Beiträge für folgende Nummer(n):

Aufsätze:

- G. Kelter: Predigt ist Seelsorge. Die Predigt als wesentliches Instrument der Seelsorge
- R. Deines: „Segnung für alle?“ – Votum zur Begründung der Ablehnung einer kirchlichen Trauung gleichgeschlechtlicher Paare
- J. Junker: Von Gottschalk Kruse bis Johannes Bugenhagen oder Wie die Reformation in Braunschweig begann
- J. Junker: Gesangbücher aus der Geschichte der SELK – Missouri und die Sachsen (5)

Rezensionen:

- M. Wenz: R. Dreher, Die Benedikt-Option
- G. Kelter: M. Krieser, Predigen macht Spaß und Arbeit
- W. Weber: James A. Nestingen, Martin Luther. A Life

Änderungen vorbehalten!

LUTHERISCHE BEITRÄGE erscheinen vierteljährlich.

www.lutherischebeitraege.de

- Herausgeber: Propst Gert Kelter,
Carl-von-Ossietzky-Str. 31, 02826 Görlitz
- Schriftleiter: Pastor Andreas Eisen, Papenstieg 2, 29559 Wrestedt
E-Mail: Andreas.Eisen@LutherischeBeitraege.de
- Redaktion: Pastoralreferentin Dr. theol. Andrea Grünhagen
Große Barlinge 37, 30171 Hannover
Superintendent Thomas Junker, Zeitzer Str. 4 (Schloss), 06667 Weiffenfels
Pastor Johann Hillermann, Annenstr. 53, 10179 Berlin
Reverend Dr. theol. Jonathan Mumme, Concordia University,
12800 North Lake Shore Dr., Mequon, WI 53097
Pastor Benjamin Rehr, Weigersdorf, Hauptstr. 52, 02906 Hohendubrau
Prof. Dr. theol. Armin Wenz, Straße der Jugend 7 A, 06618 Mertendorf
- Bezugspreis: € 30.– (\$ 35.–), Studenten € 15.– (\$ 20.–) jährlich
einschl. Porto, Einzelhefte € 8.–
Der Einzug des Bezugspreises ist auch über Paypal im Internet möglich.
Schreiben Sie dazu eine kurze E-Mail an den Schriftleiter.
- Konto: Lutherische Beiträge: Evangelische Bank
IBAN: DE 71 5206 0410 0000 6174 90 BIC: GENODEF 1EK1
- Druck + Vers.: MHD Druck und Service GmbH, Hermannsburg